



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

39. JAHRGANG ■ 1 | 2010





Mannheim-Vogelsang,
Zwölf-Apostel-Kirche
(LAD, Bernd Hausner).

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

1/2010 39. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts:
Stellvertretender Präsident
Prof. Dr. Michael Goer
Schriftleitung: Dr. Irene Plein
Stellvertretende Schriftleitung:
Helmuth Fiedler
Redaktionsausschuss:
Dr. Claudia Baer-Schneider,
Dr. Jörg Bofinger, Dr. Dieter Büchner,
Dr. Dörthe Jakobs, Dr. Bertram Jenisch,
Dr. Clemens Kieser, Dr. Karsten Preßler,
Dr. Anne-Christin Schöne,
Dr. Günther Wieland
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart
Lektorat: André Wais/Tina Steinhilber
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 23000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei
gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8705171264618.

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der
Denkmalstiftung Baden-Württemberg
bei. Sie ist auch kostenlos bei der
Geschäftsstelle der Denkmalstiftung
Baden-Württemberg, Charlotten-
platz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- | | |
|--|---|
| <p>1 Editorial</p> <p>2 Denkmalpflege und Regionalplanung
Vom kleinen Maßstab und großer Wirkung
Martin Hahn / Silvia Weidenbacher</p> <p>8 Nacherfassung in der Inventarisierung
Mannheimer Kirchen
Melanie Mertens</p> <p>14 Die Pfarrkirche St. Martin in Tettang-Tannau (Bodenseekreis)
Archäologische und restauratorische Untersuchung einer Dorfkirche
Martina Fischer / Beate Schmid</p> <p>19 Der Maler Hans Fähnle – in Überlingen „verschollen“?
Städtische Galerie Fähnle, Goldbacherstraße 70
Volker Caesar</p> <p>26 Barocke Schanzen im Schwarzwald
Die Verteidigungsanlagen auf den Schwarzwaldhöhen
Andreas Haasis-Berner / Johannes Lauber / Ute Seidel</p> <p>31 Im Kampf gegen Last, Brand und Erdbeben
Das Ravensburger Humpis-Quartier wird museumstauglich
Volker Caesar / Herbert Eninger / Dörthe Jakobs</p> <p>38 In Stein verpackter Holzbau
Am Hotzenhaus in Zechenwühl ist die Entwicklung dieses Haustyps beispielhaft ablesbar
Werner Fasolin / Florian Rauch</p> <p>44 Schwungvoll über den Straßenverkehr
Die Instandsetzung des Ferdinand-Leitner-Steges in Stuttgart
Rolf-Dieter Blumer / Karsten Preßler</p> | <p>48 Gefährdetes Kulturdenkmal
Beton, doch nicht für die Ewigkeit geschaffen?
St. Elisabeth in Freiburg: ein Abrisskandidat
Johannes Baumgartner / Wolfgang Kaiser / Dagmar Zimdars</p> <p>50 Denkmalporträt
Leicht und beständig
Das Tribünendach der Volksschauspiele Ötigheim
Clemens Kieser</p> <p>52 Denkmalporträt
Der Archäologische Wanderweg Nagold-Jettingen
Eine Wanderung auf den Spuren von Kelten, Römern und mittelalterlichen Grafen
Günther Wieland</p> <p>54 Ortstermin
Die Instandsetzung des Gebäudes Ackergasse 6 in Schwäbisch Gmünd
Janine Butenuth</p> <p>56 Mitteilungen</p> <p>59 Ausstellungen</p> <p>60 Neuerscheinungen</p> <p>61 Buchbesprechung</p> <p>62 Personalien</p> |
|--|---|

Editorial

Denkmalschutz kann bereits in einem übergeordneten Planungsmaßstab wirksam werden, wenn Planer und Denkmalpfleger aktiv die Chance der Zusammenarbeit ergreifen. Der Artikel „Denkmalpflege und Regionalplanung – Vom kleinen Maßstab und großer Wirkung“ in diesem Heft stellt eines von mehreren Beispielen vorsorgender Denkmalpflege dar, über welche die Landesdenkmalpflege in diesem Jahr in ihrer Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichten möchte.

Im Regierungsbezirk Stuttgart wurden in enger Zusammenarbeit mit den drei Regionalverbänden Fachpläne zum Thema Kulturdenkmale und Kulturlandschaften erarbeitet, die unverzichtbare Grundlage für eine dem kulturellen Erbe verpflichtete Regionalplanung sind. Der Kulturgüterschutz beginnt hier im Maßstab 1:100 000.

Auch mit der Flurneuordnung im Land gibt es inzwischen beispielhafte Kooperationen: Hier werden neben der ökologischen Ressourcenanalyse auch Untersuchungen der historischen Kulturlandschaft als Planungsgrundlage herangezogen.

Im Bereich der kommunalen Planung gelingt es vielfach, das Thema Kulturgüter als fachliche Ebene zu positionieren, insbesondere bei Flächennutzungsplänen. So wird es möglich, auch den Denkmalbelangen von Anfang an in der Bauleitplanung Beachtung zu verschaffen.

Es entspricht dem Anliegen der regionalen Denkmalpflegereferate, im Bereich von Gesamtanlagen nach § 19 Denkmalschutzgesetz die besondere Bedeutung der bau- und stadtbaugeschichtlichen Überlieferungen vor Ort besser und zeitgemäßer zu kommunizieren. Daher wurden für 20 Stadtkerne im Regierungsbezirk Stuttgart denkmalpflegerische Wertepläne erarbeitet und an die Städte übergeben.

Die Landesdenkmalpflege ist als Träger öffentlicher Belange für den Denkmalschutz in allen Raumplanungen (der Bauleitplanung und Fachplanungen) zu beteiligen. In den regionalen Denkmalpflegereferaten nehmen die Referenten für Planungsberatung diese Aufgabe wahr. Die Planungsbera-

ter stellen über die einzelne Denkmalbegründung hinaus den Wert des Kulturdenkmals in seinem sinnstiftenden Umfeld dar. Die Denkmalinformationen fließen in die heute in Planungsverfahren üblichen Umweltverträglichkeitsprüfungen ein und dienen den politischen Entscheidungsträgern für ihre Abwägung im Bereich des Schutzgutes Kulturgüter. Mit diesen Informationen wird den Planungsbeteiligten oft im Vorfeld ermöglicht, Konflikte zu entschärfen. So kann es gelingen, das Neubaugebiet aus dem Bereich der keltischen Viereckschanze herauszurücken, das Einkaufszentrum nicht gerade in die Sichtachse der Burg zu setzen oder bei der Ortsarrondierung die Solitärstellung der Wallfahrtskapelle zu erhalten.

Grundlage einer Kommunikation mit den Planern vor Ort ist ein zeitgemäßes Angebot von aufbereiteten Fachdaten, die unmittelbar vom Partnerfeld verstanden und in die Planungen eingebracht werden können. Nicht nur unter diesem Aspekt ist es ein dringendes Bedürfnis der Landesdenkmalpflege, die Arbeit an der Allgemeinen Denkmaldatenbank ADABweb zu forcieren. In der ADABweb werden alle Daten zu den Kulturdenkmalen des Landes gespeichert. Fachdaten einer Datenbank werden mit den Geodaten des Landes kombiniert, d. h. die Automatische Liegenschaftskarte (ALK), topografischen Karten, Ortholuftbilder und historische Karten werden zusammen mit den Kulturdenkmalen für den Benutzer dargestellt. So könnte zukünftig auch Planungsträgern und Unteren Denkmalschutzbehörden Zugriff auf wichtige Denkmalinformationen ermöglicht werden. Die vorsorgende Denkmalpflege der Planungsberatung steht nicht im Rampenlicht der Öffentlichkeit wie etwa die preisgekrönte Instandsetzung eines Fachwerkhauses oder der sensationelle Grabungsfund. Sie ist aber nicht weniger wichtig für den Schutz der Kulturgüter unseres Landes.

Gertrud Clostermann
*Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 86 – Denkmalpflege*



Denkmalpflege und Regionalplanung Vom kleinen Maßstab und großer Wirkung

Viele Kulturdenkmale sind in besonderer Art und Weise auf die Erhaltung ihres sinnstiftenden Umfeldes angewiesen. Vielfach müssen sie vor Störungen in ihrer Umgebung bewahrt werden, die im Rahmen von Flächenplanungen drohen. Ziel einer präventiven Denkmalpflege ist es, solche Konflikte durch die frühzeitige Information über schützenswerte Kulturgüter in allen Planungsebenen zu vermeiden. In enger Zusammenarbeit mit den drei Regionalverbänden des Regierungsbezirks Stuttgart hat das Referat Denkmalpflege daher von 2003 bis 2009 regional bedeutende Kulturdenkmale in Fachplänen zusammengestellt.

Martin Hahn / Silvia Weidenbacher

Ein Maßstab von 1:100 000 scheint zunächst zur Kartierung von Kulturdenkmälern reichlich ungeeignet. Solch grobe und stark generalisierte Karten wurden daher in den Publikationen der Denkmalpflege bisher nicht verwendet. Dennoch ist eine Darstellung denkmalpflegerischer Werte auch im kleinen Maßstab, speziell im Rahmen der Regionalplanung, sinnvoll. Geschützt werden kann auch in dieser Planungsebene nur, was bekannt ist.

Die Regionalplanung richtet sich vor allem an die Städte und Gemeinden, ihre Ziele und Grundsätze stellen für die Bauleitplanung der Kommunen verbindliche Vorgaben dar.

Zu den Kerninhalten eines Regionalplanes gehören raumbezogene Aussagen und Festlegungen zur anzustrebenden Siedlungsstruktur, zur beabsichtigten Freiraumstruktur und zur Infrastruktur. Ein Regionalplan stellt ein raumplanerisches Gesamtkonzept dar, mit dem Ziel einer nachhaltigen Raumentwicklung. Das bedeutet konkret, dass im Regionalplan festgelegt wird, wo in den nächsten Jahren

neue Gewerbeschwerpunkte entstehen können, wo noch Platz für größere Wohngebiete ist, wo wichtige neue Straßen und Bahnlinien verlaufen sollen, und als Gegengewicht dazu, welche Bereiche von Bebauung freigehalten oder geschützt werden sollen. Der Regionalplan trägt zudem dazu bei, lebendige Innenstädte zu bewahren, indem er strenge Maßstäbe für großflächige Einkaufsmärkte auf der Grünen Wiese anlegt.

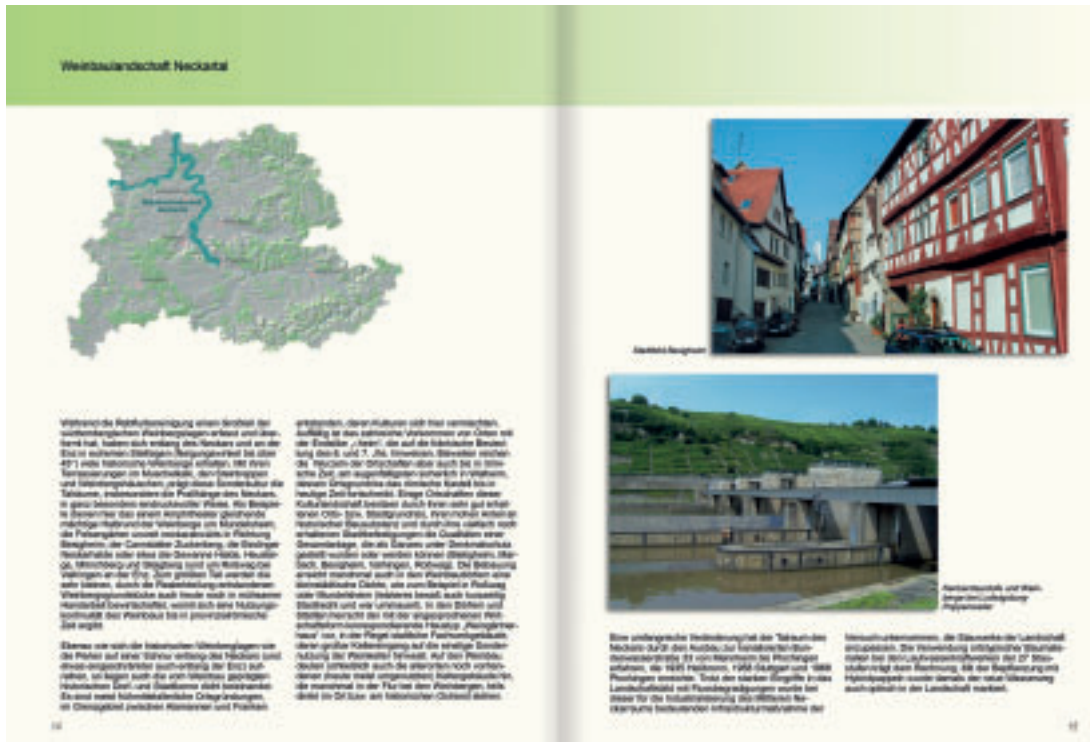
Da der Regionalplan also die grundsätzliche Verteilung und Funktion von Siedlungs- und Freiräumen festlegt, berühren seine Zielsetzungen immer wieder auch Belange der Denkmalpflege. Um in Planverfahren als Träger öffentlicher Belange möglichst weitreichend Berücksichtigung zu finden, ist die frühzeitige Einbindung der Denkmalpflege nötig. Das Referat Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Stuttgart hat daher mit allen drei Regionalverbänden (Verband Region Stuttgart, Regionalverband Heilbronn-Franken, Regionalverband Ostwürttemberg) in enger Kooperation Fachpläne zur Information über das kulturelle Erbe erarbeitet. Ihr Ziel ist die Darstellung landschaftsprägender Kulturdenkmale als dominante Ausdrucksformen einer über Jahrhunderte gewachsenen historischen Kulturlandschaft. Der gesetzliche Auftrag, Kulturdenkmale zu erhalten und zu pflegen, steht dabei als Teil einer präventiven, städtebaulichen Denkmalpflege im Vordergrund.

1 Ausschnitt aus der Karte zum Fachplan für die Region Ostwürttemberg mit Symbolen für die regional bedeutsamen Kulturdenkmale und Schriftzügen für die historischen Kulturlandschaften.



Kulturelles Erbe stiftet regionale Identität

Auch für die Regionalverbände sind diese Fachpläne von großem Nutzen. Die Aufgabe der Sicherung und Gestaltung der gewachsenen Kulturlandschaft im Sinne einer nachhaltigen Entwicklung ist bereits in den auf Bundesebene verab-



2 Ausschnitt aus dem Fachplan für die Region Stuttgart mit einem Steckbrief für eine regional bedeutsame historische Kulturlandschaft.

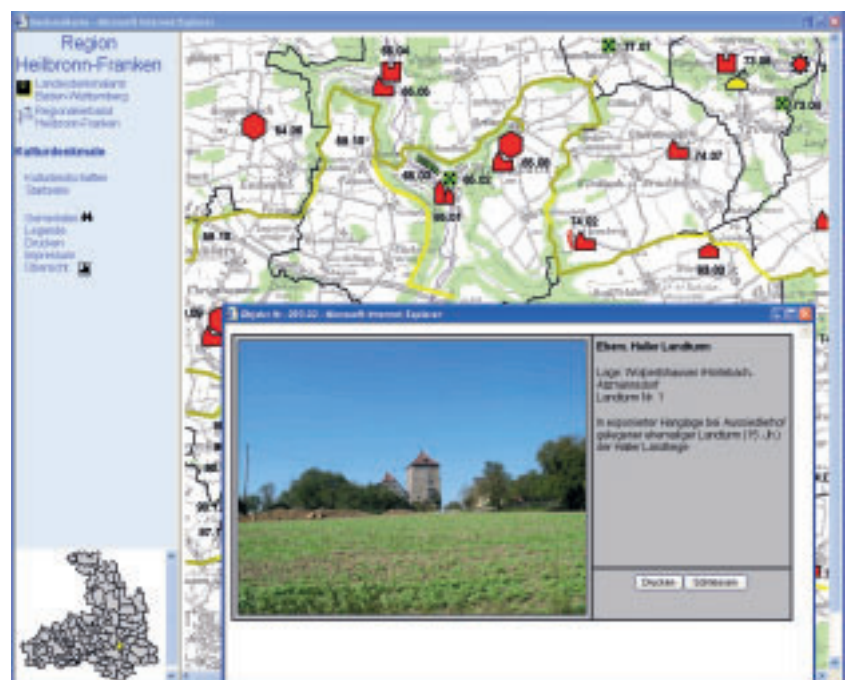
schiedeten „Leitbildern und Handlungsstrategien für die Raumentwicklung in Deutschland“ verankert. Das Raumordnungsgesetz, das auf Bundesebene den Rahmen für die Regionalplanung vorgibt, fordert dementsprechend, dass geschichtliche und kulturelle Zusammenhänge sowie gewachsene Kulturlandschaften mit ihren Kulturdenkmälern im Rahmen der Raumordnung zu bewahren und erhalten sind (§ 3 [2] Nr. 13 Raumordnungsgesetz). Dieser gesetzliche Auftrag ist für die Regionalplanung nur in Kenntnis der vorhandenen Kulturgüter zu erfüllen. Für die Aufstellung bzw. Fortschreibung von Regionalplänen sind die Fachbeiträge deshalb eine wichtige Voraussetzung, um in Rücksicht auf kulturelles Erbe die Zukunft der Region zu gestalten und gleichzeitig ihre Identität zu bewahren. Kulturdenkmale stellen, neben der landschaftlichen Vielfalt, einen bedeutenden weichen Standortfaktor für eine Region dar und tragen zu deren Unverwechselbarkeit bei.

Bei der Planaufstellung bzw. -fortschreibung ist eine Prüfung der Betroffenheit von Kulturdenkmälern durch die Festlegungen eines Regionalplanes im Rahmen einer Strategischen Umweltprüfung (SUP) vorgeschrieben. Dies kann in qualifizierter Form nur durch entsprechende Fachbeiträge zum Schutzgut Kultur- und sonstige Sachgüter erfolgen. Die regionale Landschaftsrahmenplanung, auch eine Pflichtaufgabe der Regionen, stützt sich auf das Naturschutzgesetz, welches ebenfalls das Ziel vorgibt, historische Kulturlandschaften und -landschaftsteile von besonderer Eigenart, einschließlich solcher von besonderer Bedeutung für die Eigenart oder Schönheit geschützter Kultur-, Bau-

und Bodendenkmäler, zu erhalten. In dieser Fachplanung können die Stärken einer vielgestaltigen Kulturlandschaft als Besonderheit herausgestellt und eine stabile und nachhaltige Zukunftsentwicklung unter Wahrung der historischen Wurzeln skizziert werden. Hier dienen die Fachbeiträge als wesentliche Grundlage, um Ziele und Maßnahmen zur Erhaltung und Pflege der gewachsenen historisch bedeutsamen Kulturlandschaften mit ihren Ausstattungselementen und Erscheinungsformen zu formulieren.

Wichtige inhaltliche Vorgabe der denkmalpflegerischen Fachpläne ist es, dem Partnerfeld der Regionalverbände für die genannten Ziele ein prak-

3 Ausschnitt aus dem Fachplan für die Region Heilbronn-Franken mit der Kurzdarstellung eines regional bedeutsamen Kulturdenkmals.



tikables und gut nutzbares Planwerk zur Verfügung zu stellen. Eine ungefilterte Nennung aller Kulturdenkmale verbietet sich daher für diesen Planungsmaßstab. Man würde sonst in der Masse der Einzelobjekte den Überblick verlieren. Wie aber auswählen? Was soll aus der großen Vielfalt der Kulturdenkmale für diese Pläne in Frage kommen? Im Hinblick auf das Ziel, die besonders auf ein sinnstiftendes, ungestörtes Umfeld angewiesenen Kulturdenkmale vor Beeinträchtigungen durch großräumliche Planungen zu schützen, wurden nur regional raumbedeutsame, in hohem Maße landschaftsprägende oder flächenhaft wirksame Kulturdenkmale in die thematischen Karten im Maßstab 1:100000 und ihre begleitenden Broschüren aufgenommen. Vor Ort wurde für jeden Einzelfall überprüft, ob diese Kriterien für die zuvor ausgewählten Objekte erfüllt sind. Einbezogen wurden auf archäologischer Seite zum Beispiel bedeutende Grabhügelfelder, Wallanlagen, Viereckschanzen, römische Gutshöfe, der Limes, Burgställe, Wüstungen, Landwehren, Altstraßen etc. sowie im Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege historische Ortskerne, Frei- und Wasserflächen, Sakralbauten, Burgen, Ruinen und Schlösser, Mühlen, besondere Kleindenkmale, Jagdwälder, Weinberge, Alleen und andere Straßen- bzw. Eisenbahnverbindungen.

Vom Vogelherd zum Weißenhof

Die zeitliche Spanne der Objekte reicht dabei von der Vogelherdhöhle im Lonetal (Kreis Heidenheim) mit den ältesten bisher bekannten plastischen Kunstwerken der Welt bis zur Stuttgarter Weißenhofsiedlung oder dem Fernsehturm als bedeutende Bauwerke der Moderne im Land. Manche Kulturdenkmale entwickeln eine ungeheuer Fernwirkung wie das Kloster Neresheim auf dem Härtsfeld (Ostalbkreis), die Ruine Weibertreu bei

Weinsberg (Kreis Heilbronn) oder die zahlreichen hohenlohischen Residenzstädte an Kocher und Jagst. Andere Objekte haben einen kleineren Wirkkreis, der aber ebenfalls nach einem sinnstiftenden Umfeld verlangt, wie bei solitär stehenden Kapellen, zum Beispiel der so genannten Reiterleskapelle bei Wißgoldingen im Ostalbkreis. Sicherlich sind viele regional bedeutsame Kulturdenkmale im Wissen der jeweiligen Region und im Bewusstsein der Öffentlichkeit fest verankert. Aber auch weniger bekannte Denkmale, wie ein Landturm der (Schwäbisch) Haller Landhege, der mittelalterliche Wohnturm Lustenau bei Leinroden (Ostalbkreis) oder das Sommerhaus der Firma Kessler in den Esslinger Weinbergen vervollständigen die Auswahl. Manche Objekte sind kleinfächig wie die zahlreichen Wegkreuze und Heiligenfiguren als Zeugen der Volksfrömmigkeit im Tauberland, andere ziehen sich über viele Kilometer hin wie das Weltkulturerbe Limes, die Eisenbahnstrecke der Jagstalbahn oder der Autobahnauf- und abstieg der A8 am Drackensteiner Hang. Wieder andere haben enorme Flächenausdehnungen, zum Beispiel die Terrassenweinberge an Neckar und Enz, die Jagdwälder der Hohenloher in Ludwigsruhe und Weikersheim oder der Thurn und Taxis in Trugenhofen und Duttenstein. Gemeinsam ist den meisten Objekten ihre architektonische oder künstlerische Individualität. Viele Kulturdenkmale sind landschaftsraumtypisch, etwa die frühen Wassertürme oder die Hülben als Dokumente der schwierigen Wasserversorgung auf der Alb.

Eine Nummer bezeichnet jedes einzelne der ausgewählten und kartierten Objekte und verweist auf eine Auflistung mit knapper Beschreibung im Katalogteil. Neben den Kartierungen besitzen die Fachpläne auch Textteile, die neben einer Einführung in die kulturlandschaftlichen Gegebenheiten der Regionen typische Kulturdenkmale der einzelnen Kategorien im Bild vorstellen. Außerdem wer-

4 Aktuell gefährdetes regional bedeutsames Kulturdenkmal: Pfarrkirche St. Martin in Rosengarten-Westheim, Kreis Schwäbisch Hall, ein Bau des 19. Jahrhunderts mit starker Fernwirkung. Hier ist ein Wohngebiet geplant.





den hier die wichtigsten historischen Kulturlandschaftsräume in kurzen bebilderten Steckbriefen präsentiert. Sie sind auch in den Karten markiert, wobei auf eine strenge Abgrenzung bewusst verzichtet wurde, da sie fachlich kaum zu leisten ist: Kulturlandschaften haben zu unterschiedlichen Zeiten auch unterschiedliche Bedeutungsschwerpunkte erfahren, weshalb eine allzu schematische Klassifizierung nur sehr schwer möglich ist. Die Einbeziehung markanter und charakteristischer historischer Kulturlandschaften in die denkmalpflegerischen Fachpläne hilft vor allem bei der Verortung und stellt übergreifende gestalterische oder funktionale Zusammenhänge als zusätzliche Wertkategorie dar. Als Beispiele für solche historische Kulturlandschaften seien die Klosterlandschaft Bronnbach im Main-Tauber-Kreis, die Residenzlandschaft Taxis im Kreis Heidenheim oder die Achse der Frühindustrialisierung an Neckar und Fils in den Kreisen Göppingen und Esslingen genannt.

Das Thema Denkmalpflege und historische Kulturlandschaft wird somit mit den Medien Text, Bild und Karte dargestellt, wobei der Kartenteil bewusst der zentrale und wichtigste Bestandteil ist, da gerade in der Visualisierung der Überblick über die Kulturlandschaften sowie die Raumbedeutung einzelner Objekte herausgestellt wird. Zudem wird mit der Karte ein Medium gewählt, das Planträgern aller Art geläufig ist und so die Akzeptanz im Umgang mit diesen raumbezogenen Daten im Bereich des Kulturgüterschutzes steigert. Die Karte gibt jedem Anwender – sei es der interessierte Laie oder der Experte – einen hervorragenden und schnellen Überblick über die wichtigsten Denkmale der Region und die prägenden Kulturlandschaften. Für den Fachplan Kulturdenkmale in der Region Heilbronn-Franken wurde darüber hinaus eine interaktive CD-ROM erarbeitet, die den Benutzer ebenso durch die Teilräume der Region mit ihren Kulturdenkmälern „surfen“ lässt, wie das Geoportal des Regionalverbandes Ostwürttemberg, das diese Funktionen im Internet möglich

macht. Fachintern wurden die Daten zu Kulturdenkmälern selbstverständlich auch in die Geografischen Informationssysteme der Regionalverbände integriert. Möglicherweise lässt sich in Zukunft auch eine Verknüpfung der Allgemeinen Denkmaldatenbank ADAB realisieren.

Gebrauchsnutzen im Alltag

Wie lassen sich diese Fachpläne nun nutzen, wo liegen ihre Stärken und Schwächen, wo sind ihre Grenzen? Dies zeigt sich am besten in aktuellen Planungsprozessen. Noch immer und immer wieder sind Kulturdenkmale durch die Ausweisung von Wohn- und Gewerbeflächen, Verkehrsstraßen etc. bedroht. Typische Gefährdungen für Kulturdenkmale durch Raumplanungen zeigen sich zum Beispiel in der Region Stuttgart. Diese ist geprägt durch eine hohe Bevölkerungsdichte mit einer entsprechenden Siedlungsdichte in Baden-Württemberg sowie einen Siedlungs- und Verkehrsflächenanteil an der Bodenfläche von rund 22 Prozent (Baden-Württemberg gesamt 14 Prozent). Gepaart mit einer starken Wirtschaftskraft und hoher Wachstumsdynamik führt dies zu einem nach wie vor enormen Siedlungsdruck. Daraus erwachsen Raumansprüche, die oft in Widerspruch zur Erhaltung von Kulturdenkmälern stehen (Baugebiete auf archäologisch bedeutsamem Boden, bedrohlich nahes Heranrücken von Wohn- und Gewerbeflächen an landschaftsprägende Bauten oder deren Wirkräume). Fachplanungen wie Straßenbau oder Windparkstandorte bedrohen zudem noch die in den siedlungsfernen Freiräumen vorhandenen Bau- und Bodendenkmale. Hinzu kommt, dass die Kulturlandschaft des Verdichtungsraumes einem ständigen Wandel unterzogen ist. Da überkommene Bewirtschaftungsweisen nicht mehr ökonomisch und effizient sind, wird es zunehmend schwieriger, schützenswerte Teile einer gewachsenen historischen Kulturlandschaft mit all ihren prägenden Elementen zu be-

5 Aktuell gefährdetes regional bedeutsames Kulturdenkmal: Jüdischer Friedhof in Bad Friedrichshall-Kochendorf, Kreis Heilbronn, eine Anlage von 1870 in typischer Solitärlage. Geplant wird hier ein Gewerbegebiet.



6 a+b Bereits in seinem Umfeld gestörtes regional bedeutsames Kulturdenkmal: Burg Reichenberg bei Oppenweiler, Rems-Murr-Kreis, im Kern 13. Jahrhundert in talraumbeherrschender Lage – vor und nach der Ansiedlung eines Einkaufsmarktes.

7 a+b Bereits in seinem Umfeld gestörtes regional bedeutsames Kulturdenkmal: So genannte Neckarburg bei Neckartenzlingen, Kreis Esslingen, ein Bau des 16. Jahrhunderts in solitärer Lage am Ortsrand am Rand des Neckartals – vor und nach der Erschließung eines Gewerbegebietes.

wahren. Dass diese Gefährdungen erkannt werden und durch deutliche Hinweise von Seiten der Denkmalpflege im Einzelfall auch abgewendet werden können, zeigen die folgenden Beispiele. Der geplante Gewerbeschwerpunkt Kornwestheim-West im Landkreis Ludwigsburg reichte in der ursprünglichen Planung der Fortschreibung des Regionalplanes für die Region Stuttgart bis an die Solitudeallee, einen bedeutenden Bestandteil des barocken Alleensystems der Residenzstadt Ludwigsburg, der als 13 km lange Basis der Landesvermessung im 19. Jahrhundert einen weiteren wichtigen Bedeutungsschwerpunkt besitzt und daher ein landesgeschichtlich herausragendes Kulturdenkmal ist. Als Folge des Hinweises der Denkmalpflege auf das notwendige Freihalten dieses regional bedeutsamen Kulturdenkmals wurde die Darstellung des geplanten Gewerbegebietes abgerückt und ein 150 m breiter Streifen in einen regionalen Grünzug (Schutz vor Bebauung) einbezogen. Die landschaftsprägende Wirkung sowie die Anschaulichkeit barocker Landschaftsideen und absolutistischer Landschaftsgestaltung können damit auch in Zukunft fortgeschrieben werden. Im Ostalbkreis konnte im Zusammenwirken von Regionalplanung und Denkmalpflege der Bau einer großen Windkraftanlage verhindert werden, die das empfindliche Landschaftsbild der Hoch-

fläche rund um Zöbingen mit den prägenden Dorfkirchen vor der Kulisse des Schlosses Baldern und des Ipfs erheblich gestört hätte. Die Regionalplanung setzt zwar den großen Rahmen für die künftige bauliche Entwicklung der Regionen, umgesetzt wird diese später aber auf kommunaler Ebene in Flächennutzungs- und Bebauungsplänen. Auch hier dienen die Fachpläne zu regional bedeutsamen Kulturdenkmalen als erstes wichtiges Informationsmedium zu den Belangen der Denkmalpflege. Auf der lokalen Planungsebene sollten dann jedoch – dem größeren Maßstab folgend – vertiefte Informationen zu allen Kulturdenkmalen im Raum die Basis für die Umweltprüfungen bilden. Die Planungsberater der regionalen Denkmalpflegereferate bieten seit Langem diese fachliche Beteiligung bzw. Begleitung im Rahmen der Bauleitplanung an und verfügen über eine Vielzahl von Kooperationen mit Kommunen. Die Freiwilligkeit solcher Fachpläne auf kommunaler, aber auch regionaler Ebene ist sicher eine ihrer Schwächen, denn sie sind nicht rechtlich verpflichtend und stellen nur ein informelles Planwerk dar. Ihre Notwendigkeit steht jedoch nicht in Frage: Gerade bei kommunalen Planungen zeigt sich immer wieder, dass die Denkmalpflege nicht frühzeitig genug eingebunden und später der Schutz von Kulturgütern nicht ausreichend berücksichtigt

wird. Immer wieder finden sich deshalb Verletzungen des oft sensiblen Umfeldes von Kulturdenkmälern.

Regionale Vielfalt als historisches Erbe

Negative Beispiele sollen jedoch nicht vom Ziel ablenken, regional bedeutsame Kulturdenkmale und historische Kulturlandschaften zu bewahren und zu pflegen. Als Ausdruck der historischen Bedeutung der Regionen und ihrer individuellen Prägung sind sie nicht beliebig reproduzierbar und daher für kommende Generationen zu schützen. Die Denkmalpflege ist deshalb dankbar für die kooperative Zusammenarbeit mit den Regionalverbänden, die sich eine dem kulturellen Erbe verpflichtete zukünftige Freiraum- und Siedlungsentwicklung auf die Fahnen geschrieben haben. Mit ihnen hat die Denkmalpflege einen wichtigen Partner gefunden im gemeinsamen Ziel, Kulturdenkmale und ihr sinnstiftendes Umfeld zu erhalten. Erste Gespräche mit dem Regionalverband Donau-Iller lassen auf eine Fortführung des Projekts in anderen Regierungsbezirken Baden-Württembergs hoffen.

Literatur

Verband Region Stuttgart: Kulturdenkmale und Kulturlandschaften in der Region Stuttgart. Stuttgart 2009.

Regionalverband Ostwürttemberg: Regional bedeutsame Kulturdenkmale in Ostwürttemberg. Schwäbisch Gmünd 2004.

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Bayerisches Landesamt für Umweltschutz: Die historische Kulturlandschaft in der Region Oberfranken-West. München 2003.

Regionalverband Heilbronn-Franken: Kulturdenkmale. Regional bedeutsame Kulturdenkmale in der Re-



gion Heilbronn-Franken (Teilfortschreibung des Landschaftsrahmenplanes). Heilbronn 2003.

Martin Hahn: Kulturlandschaftsinventarisierung im Regionalplan Stuttgart. Vom Gebrauchsnutzen im denkmalpflegerischen Alltag. In: Kommunalverband Hannover (Hrsg.): Kulturlandschaften in Europa. Regionale und internationale Konzepte zu Bestandserfassung und Management. Hannover 2001, S. 163–170.

Heinrich Walgern: Denkmäler und historische Kulturlandschaft in der räumlichen Planung. In: Udo Mainzer (Hrsg.): Politik und Denkmalpflege in Deutschland. (Arbeitsheft der rheinischen Denkmalpflege; 53). Köln 2000, S. 86–94.

Dr.-Ing. Martin Hahn
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Silvia Weidenbacher
Referentin für Landschaftsplanung
Verband Region Stuttgart
Kronenstraße 25
70174 Stuttgart

8 Solitudeallee zwischen Stuttgart und Ludwigsburg.

9 Landschaftsbild um Zöbingen mit der Wallfahrtskirche St. Marien, der Pfarrkirche St. Mauritius, dem Ipf und dem Schlossberg Baldern.





Nacherfassung in der Inventarisierung Mannheimer Kirchen

Die Kulturdenkmale der Stadt Mannheim wurden in den frühen 1980er-Jahren erfasst. Die Kirchen der Nachkriegsmoderne, auch traditionalistische Bauten der 1930er- und 1950er-Jahre, fanden dabei keine Berücksichtigung. Erstere als Betonbrutalisten verschrien, Letztere als konservative Mit- oder Nachläufer gebrandmarkt, blieben ihre historischen und ästhetischen Werte damals weitgehend unbeachtet. Heute, fast 30 Jahre nach der ersten Inventarisierung, hat sich die Sicht gewandelt. Das Projekt „Nacherfassung“ nimmt die längst überfällige Neubewertung vor.

Melanie Mertens

1 Auferstehungskirche
auf dem Kuhbuckel.

Mannheim ist eine Stadt der Kirchen. Die Industriemetropole zählt über 70 Gotteshäuser in ihrem Stadtgebiet, davon sind 32 der römisch-katholischen Kirche und 34 der evangelischen Landeskirche zuzuordnen. Mehr als ein Drittel von ihnen existierte bereits vor 1914. Zwischen den Weltkriegen wurden acht Kirchen erbaut, davon immerhin vier in den kirchenfeindlichen Jahren

nach 1933. Die meisten Sakralbauten entstanden jedoch in den drei Jahrzehnten nach 1945, nämlich 12 der katholischen und sogar 17 der evangelischen Kirchen. Anders als in vielen Regionen Deutschlands führte die große Binnenwanderung der Glaubensgemeinschaften nach 1945 in Mannheim nicht zu entscheidenden Verschiebungen. Ursache und Anstoß der gewaltigen Bautätigkeit waren der lang anhaltende Nachholbedarf an Neubau und Instandsetzung seit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs, die weitreichenden Schäden durch den Zweiten Weltkrieg sowie die Entstehung und das Wachstum neuer Stadtteile im kernstadtnahen Verdichtungsgebiet. Neben der bloßen Erforderlichkeit von umbautem Raum waren es auch die verstärkte Gemeindearbeit, die veränderten Sozialstrukturen und die neuen Vorstellungen sozialer, pädagogischer und missionarischer Verantwortung, die dem Bau neuer Kirchen Auftrieb gaben.

Auf evangelischer Seite lag die Bauaufsicht in den Händen des 1945 neu gegründeten Evangelischen Kirchenbauamts Baden, das aus der 1942 von Otto Bartning ins Leben gerufenen „Bauhütte bei Heiliggeist“ hervorgegangen war. Geplant und ausgeführt wurden die neuen Kirchen in der Regel von freiberuflichen Architekten. Für katholische Sakralbauten war das Erzbischöfliche Bauamt Heidelberg zuständig, das schon in den ersten Nachkriegsjahren eine Außenstelle in Mannheim einrichtete. Zu ihrem Leiter wurde Hans Rolli (1955–1972) bestellt; nach seiner Ernennung zum Vorstand des Erzbischöflichen Bauamts löste ihn Heinz Heß (1972–1977) ab. Anders als in der evangelischen Landeskirche oblagen dem Bauamt auch Entwurf und Realisierung.

In der Sakralbaugeschichte Deutschlands nach 1945 hat Mannheim längst einen festen Platz eingenommen. Schon Hugo Schnell hat 1973 die



Leistungen der Mannheimer Architekten Helmut Striffler und Carlfried Mutschler hervorgehoben. Seit der umfassenden Analyse von Barbara Kahle wird ihr Stellenwert auch in der jüngeren Forschung anerkannt. Die Darstellung der erstaunlichen Bandbreite ist jedoch Architekturhistorikern der letzten zehn Jahre zu danken. Sicher kann Mannheim nicht mit den Zentren des innovativen Kirchenbaus wie Köln, Berlin oder München gleichgesetzt werden, aber die Stadtteile prägt eine Dichte und Qualität, die in Südwestdeutschland ihresgleichen sucht. Im Folgenden werden exemplarisch fünf Kirchen aus der Zeit zwischen 1933 und 1970 vorgestellt, die 2008 und 2009 neu in die Kulturdenkmalliste aufgenommen wurden.

Auferstehungskirche

Zu den Kirchen, deren Erbauung in die Zeit des Nationalsozialismus fällt, gehört die evangelische Auferstehungskirche im Ortsteil Gartenstadt (Abb. 1). Sie wurde 1936 auf der höchsten Erhebung Mannheims, dem Kuhbuckel, für die Gläubigen der neuen Siedlung errichtet. Die Platzierung auf einer Sanddüne verlangte eine aufwendige Fundamentierung, deren Mehrkosten jedoch in Hinblick auf die symbolträchtige Topografie und städtebaulich hervorgehobene Position gerne in Kauf genommen wurden. Der Wettbewerb forderte „eine sparsame und doch zweckmäßige Raumbewirtschaftung [bei] vorzüglicher architektonischer Wirkung zur Hebung und Verbesserung des Städtebildes“ sowie eine restriktive Einhaltung des Kostenrahmens von 70000 Reichsmark. Der Sieger, kein Geringerer als der Architekt der imposanten Christuskirche auf dem Werderplatz in der Oststadt, Christian Schrader (1876–1964), entwarf eine schlichte Saalkirche mit Satteldach und kräftigem, spitz behelmt Chorturm – ein Ur-Typ, der die dynamische Formenentwicklung des Kirchenbaus seit Jahrhunderten als beständige Alternative begleitet. Die Stützen der malerisch vorgelagerten Vorhalle und das giebelseitig kurz umgreifende Traufgesims nehmen zwar spätbarock-klassizistische Motive auf, doch bleibt es bei der Andeutung, eine Nachahmung findet nicht statt. Schrader beschränkt damit einen für den Sakralbau dieser Zeitphase charakteristischen Mittelweg: Er umging die staatlicherseits ungeliebten Leistungen von Expressionismus und Neuem Bauen und setzte stattdessen auf äußerste Simplifizierung historischer Stilformen. Diesem Konzept entspricht auch der weitgehend originalgetreu überlieferte Innenraum (Abb. 2), ein flach gedeckter Saal mit eingezogenem Rechteckchor und gegenüberliegender Empore für Orgel und Gesang. Die Holzdecke zeigt Kassettierungen und stilisierte Symbole des Abendmahls wie Ähren, Kelche, Brote, Weinblätter etc.



Die ungefassten, grob gehauenen Reliefs der Kanzel spiegeln das unsentimentale, kraftbetonte und vermeintlich volksnahe Menschenbild dieser Zeit wider. Der von der Baupolizei eingeforderte Luftschutzraum dokumentiert die vorbereitenden Maßnahmen für den Krieg.

2 Auferstehungskirche, Kirchensaal mit Holzdecke und Kanzel; das Chorfenster nach Kriegsschaden in den 1950er-Jahren erneuert, Entwurf Willi Oeser, Ausführung Großkopf, Karlsruhe.

St. Pius

Unter den Kirchen der frühen Nachkriegszeit ist die katholische St. Pius-Kirche in Neuostheim (Abb. 3) als charakteristischer Vertreter einer gemäßigt funktional-rationalistischen Moderne hervorzuheben. Der 1953 bis 1955 nach Entwurf von Hans Rolli (1907–1982) errichtete Stahlbetonskelettbau folgt äußerlich der Grundform eines archaischen Hauskastens: ein klarer Rechteckbau, überfangen von einem flach geneigten Satteldach. Die gemauerten Wände zwischen den Stützen sind von einem engen Raster kleiner quadratischer Öffnungen mit Glaswaben durchbrochen. Der Innenraum (Abb. 4) empfängt durch sie ein diffuses, mystisch wirkendes Licht, das eine geschlossene, konzentrierte Atmosphäre erzeugt. Durch unterschiedliche Oberflächenstrukturen, dünn geschlammtes Mauerwerk, Lichtwaben, kassettierte Decken und matt glasierte Klinker, die eine belebende Wirkung entfalten, wird der großen Halle jene Schwere und Kühle genommen, die vielen Kirchenräumen ähnlicher Kubatur zu eigen ist. Großen Anteil an der Qualität und Eleganz des Raumes haben die Farbfenster und die vollständig erhaltene Ausstattung von Harry McLean (1908–1994). Die Lichtwaben nehmen auf dem Weg vom Gemeinderaum zum Altar zunächst blaue, dann gelbe und rote Töne in sich auf. Der von gebogenen Stahlrohren getra-



Quadraten erbaute evangelische Trinitatiskirche von Helmut Striffler, die schon seit 1995 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung ins Denkmalsbuch eingetragen ist.

St. Konrad

Die 1962 bis 1964 nach Plänen von Heinz Heß (1922–1992) in Rheinau-Casterfeld errichtete katholische Kirche St. Konrad (Abb. 5) ist ein eindrucksvolles Beispiel für die neue bildhafte Expressivität im Kirchenbau und die deutliche Abkehr von tradierten Formen seit den frühen 1960er-Jahren. Der Kirchenbau setzt sich aus zwei stereometrischen Figuren zusammen: Das Kirchenschiff ist ein zylindrischer Körper über elliptischem Grundriss, dessen Außenwände einer Ziehharmonika gleich aufgefalt sind. Ein schlanker hoher Spitzkegel wurde im südlichen Brennpunkt der Ellipse als Chorturm eingestellt. Der Kegelstumpf zeigt sich zum Kirchenraum geöffnet (Abb. 6) und nimmt den über Stufen erhöhten Altar auf. Das Gestühl und die zu drei Vierteln herumgeführte Empore sind konzentrisch darauf ausgerichtet. Über die im oberen Kegel verborgenen Fenster fällt stark gebündeltes Licht auf das liturgische Zentrum, ein Motiv gezielter Lichtregie, das in ähnlicher Form von Richard Jörg und Herbert Zinser in Mainz-Zahlbach (Heilig-Kreuz, 1951–54) und Mannheim-Waldhof (St. Lioba, 1960–61) im katholischen Kir-

3 St. Pius, die Eingangsseite leicht vorgewölbt und von Streben betont.

gene Altarbaldachin aus Kupfer, an der Unterseite mit Glasmosaiken verziert, übersetzt eine tradierte Würdeformel mit schlichten Materialien in zeitgenössische Formen. Die sachlich-funktionale Grundform und die lichtdurchlässige Außenhaut sind durch die erst 1953 vollendete Matthäuskirche in Pforzheim von Egon Eiermann inspiriert. Eine weitere Rezeption dieses Konzeptes und eigenständige Weiterentwicklung von hoher Qualität bietet die 1956 bis 1959 in den Mannheimer



4 St. Pius, einräumige Halle, filigran und durchstrukturiert.

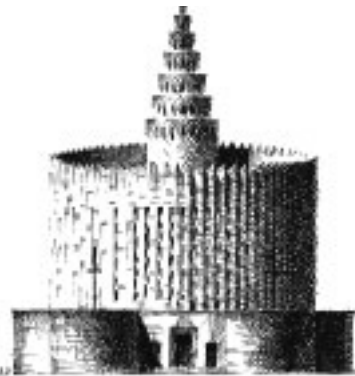


fen Rauten-Kassetten, die sich wie ein Netz über den Ovalraum spannt, greift Bildideen der expressionistischen Baukunst auf. Heute stellt sich das Äußere mit einer veränderten Oberfläche dar, da die Betonkörper 1982 mit einer glänzenden Aluminiumhülle verkleidet wurden. Da die Außenwirkung in hohem Maße von der eigenwilligen Form der Baukörper bestimmt wird, ist die Beeinträchtigung gegenüber dem ursprünglichen Zustand als vergleichsweise geringfügig zu bewerten.

Lukaskirche

Der starke Zuzug im Stadtteil Almenhof erforderte 1965 bis 1967 den Bau der evangelischen Lukaskirche (Abb. 8). Aus dem beschränkten Wettbewerb ging Carlfried Mutschler (1926–1999) als Sieger hervor. Der dominierende Eindruck von rohem Beton und die Geschlossenheit der kubischen Grundform vermittelt das Bild einer Burg – sicherer Rückzugsort und idealer Raum in sich gekehrter Kontemplation. Das Kirchenschiff ist ein aus bloßen Betonscheiben zusammengesetzter Kubus, dessen straßenseitiger Winkel von einem mächtig hohen, im mittleren Bereich offenen Turm eingenommen wird. Seine Freipfeiler stemmen einen schweren, kopflastigen Würfel, dessen Flächen tief reliefiert sind und neben abstrakten Formen ein lateinisches Kreuz zeigen. Am Kirchenschiff greifen zwei Zeilen buchstabenähnlicher Zeichen die enig-

5 St. Konrad, im Volksmund „Himmelfahrtsrakete“.



7 Dominikus Böhm, Entwurf der Meßopferkirche Circumstantes, 1922.

chenbau eingesetzt worden ist. Verbunden damit war die Aufhebung der räumlichen Trennung von Sanktuarium und Laienraum, eine fortschrittliche Lösung, die der liturgischen Reform des 2. Vatikanums (1962–65) vorgriff. Überzeugend weist Werner Wolf-Holzäpfel auf die anregende Rolle der 1922 projektierten Messopferkirche „Circumstantes“ (Abb. 7) von Dominikus Böhm und Martin Weber hin, die Grundriss und Kubatur stark beeinflusste. Auch die gewölbte Betondecke aus tie-

6 St. Konrad, Zentralraum mit konzentrischem Gestühl, aufgefalteten Wänden und gekrümmter Rautendecke.





Zwölf Apostel

Die Weiterführung des Zentralraumgedankens lässt sich in Mannheim am Beispiel einer katholischen Kirche verfolgen. Zwölf Apostel (Abb. 10) im 1964 neu begonnenen Stadtteil Vogelstang wurde 1967 bis 1969 nach Plänen von Heinz Heß und Gerhard Trefs errichtet. Wie in St. Konrad liegt eine Verschränkung stereometrischer Körper vor, hier eines zwölfseitigen Zylinders, der einem flachen Kubus eingestellt ist. Jede der zwölf Seiten trägt einen verglasten Giebel mit Quersatteldach, deren Gesamtheit ein sternförmiges Zeltdach mit der bildhaften Anmutung einer gezackten Krone bildet. Im Innern (Abb. 11) dominiert der lichtumkränzte Zentralraum, der fast gänzlich als gemeinsamer Gemeinde- und Chorraum dient; die zweiseitige, vom Rummittelpunkt weit zurückgesetzte Chorwand grenzt eine Werktagsskirche ab. Der Altar ist wirkungsvoll im architektonischen Zentrum des Kirchenbaus unter dem Mittelpunkt der sternförmigen Faltdecke platziert, das Gestühl radial auf ihn ausgerichtet. Die beachtliche Ausstattung, vor allem das Standkreuz von Roland Peter Litzenburger und der Apostel-Fries von Elisabeth Veith, ist ähnlich wie in der Lukaskirche der ungegenständlichen Plastik verpflichtet. Die Zwischelräume des Kubus werden von Taufort und weiteren Kapellen eingenommen. Anders als die vorherigen Beispiele verbirgt Zwölf Aposteln seine Betonwände hinter braun glasierten Klinkern, wohl ein bewusster Kontrast zu dem von Betonbauten geprägten Stadtteil.

8 Lukaskirche, „Denn Du bist mein Fels und meine Burg“, Psalm 31, 4.

matische Symbolik auf. Schöpfer der Reliefs ist der Stuttgarter Künstler Otto Herbert Hajek (1927–2005), dessen archaisch wirkende Zeichensprache die rohe Monumentalität der Kirchenburg bildlich unterstreicht. Der Innenraum (Abb. 9) ist ein quadratischer Saal, in dem sechs freistehende Pfeiler die durch Schalungshölzer prismatisch strukturierte Faltdecke tragen. Das umlaufende Glasband bewirkt eine gleichmäßige, ruhige Belichtung, die zur kontemplativen Stimmung beiträgt. Einziger Farbton im betonsichtigen Raum ist der goldene „Farbweg“ in Hajeks Altarrelief. Wie in St. Konrad ist der Zentralraum als Einheitsraum aufgefasst, der den Gemeinderaum nicht vom Chor separiert; eine zentrale Anordnung des Altars wurde hingegen nicht angestrebt. In den 1990er-Jahren erhielt der Sichtbetonbau einen hellen Außenanstrich, der die spezifische Oberflächenstruktur des schalungsrauen Betons und die scharfkantigen Reliefs ihrer lebhaften Wirkung beraubte. Trotz dieser Beeinträchtigung ist das künstlerische Konzept des Bauwerks überzeugend überliefert, zumal der Innenraum unangetastet blieb und seine Materialwirkung voll entfaltet.

9 Lukaskirche, Einraum in Sicht- und Waschbeton mit Oberlichtband und Faltdecke.

Problem Nacherfassung

Die Nacherfassung ist für die Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg, deren Kulturdenkmalisten zum Teil schon in den 1970er-Jahren entstanden





sind, ein wichtiges Anliegen. Zwar gehört das Bewerten jüngerer Bauwerke schon seit Langem zum täglichen Geschäft der Inventarisierung, häufig angestoßen von Architekten und Eigentümern, die Umbauten oder Abbrüche planen, oder Nachbarn und engagierten Bürgern, die diesen Planungen mit Besorgnis begegnen. Der punktuelle und reaktive Charakter dieser Vorgänge wird dem Anliegen einer auch hinsichtlich jüngerer Bauten kompetenten Denkmalliste allerdings nicht gerecht. Für die wünschenswerte, flächendeckende Nacherfassung sind die personellen Voraussetzungen in der Inventarisierung jedoch zurzeit nicht gegeben. Nur erkennbar vordringliche, gut abgegrenzte und wenigstens in Ansätzen erforschte Bereiche können sukzessive in Angriff genommen werden. In Mannheim sind die Voraussetzungen besonders günstig, da Wissenschaftler, Kirchenverantwortliche und Architekten für eine hervor-

gehende Literaturlage sowie Zugänglichkeit relevanter Archivalien sorgen und eine aufgeschlossene Untere Denkmalschutzbehörde die notwendige Unterstützung bietet.

Literatur

Kerstin Wittmann-Englert: *Zelt, Schiff und Wohnung, Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne*, Lindenberg 2006.

Andreas Schenk und Werner Wolf-Holzäpfel: *Sakralbauten*, in: *Mannheim und seine Bauten 1907–2007*, Band 3, *Bauten für Bildung, Kultus, Kunst und Kultur*, Mannheim 2002, S. 72–113.

Werner Wolf-Holzäpfel: *Katholischer Kirchenbau in Mannheim von 1874 bis heute*, Mannheim 1999.

Barbara Kahle: *Deutsche Kirchenbaukunst des 20. Jahrhunderts*, Darmstadt 1990.

Hugo Schnell: *Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts in Deutschland*, München, Zürich 1973.

20 Jahre Kirchenbau in der Evangelischen Landeskirche in Baden, Karlsruhe 1968.

Aus *unserem Schaffen* [Zeitschrift], Gemeinschaft Christlicher Künstler, Erzdiözese Freiburg, hg. in Regensburg, Jg. 1, 1952 ff.

Archivalien

Landeskirchliches Archiv Karlsruhe, Bestand SpA Nr. 6960 (Auferstehungskirche), SpA 66/2 (Lukas-kirche).

Praktischer Hinweis

St. Konrad ist tagsüber geöffnet, alle anderen Kirchen nur bei Gottesdienst und auf Anfrage.

Dr. Melanie Mertens

*Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege*

10 Zwölf Apostel, das Bild von Kirche als Zelt.



11 Zwölf Apostel, zwölfaches Faltwerk.



Die Pfarrkirche St. Martin in Tett nang-Tannau (Bodenseekreis) Archäologische und restauratorische Untersuchung einer Dorfkirche

Im Jahr 2007 wurden in der katholischen Pfarrkirche St. Martin in Tett nang-Tannau (Bodenseekreis), einem Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung im Sinne von § 12 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg, der Altarraum neu gestaltet und dabei sowohl archäologische Befunde als auch ältere Putze und Farbfassungen freigelegt. Obwohl aufgrund des Baufortschritts lediglich Kurzuntersuchungen durchgeführt werden konnten, erbrachten diese wichtige Hinweise zur (Bau-)Geschichte der Kirche. Gleichzeitig führten die Untersuchungsergebnisse zu einer Reihe neuer Fragen.

Martina Fischer / Beate Schmid

Das Dorf Tannau, heute ein Teilort der Stadt Tett nang, liegt im Osten des Bodenseekreises. Die katholische Pfarrkirche St. Martin, eine Saalkirche mit eingezogenem, dreiseitig abschließendem Chor, wurde 1275 erstmals urkundlich erwähnt und 1720 erneuert (Abb. 1). Ihr Turm steht im nördlichen Winkel zwischen Schiff und Chor, im südlichen Winkel befindet sich die Sakristei.

Der Turm mit seinem 1,5 m mächtigen Mauerwerk weist Schlitzfenster und in der Glockenstube gekuppelte Rundbogenöffnungen auf; seine Mauereinfuchten verlaufen leicht abgewinkelt zu denen von Langhaus und Chor. Offensichtlich stellt der Turm den ältesten erhaltenen – romanischen – Gebäudeteil dar, während Chor und Kirchenschiff

trotz des barocken Umbaus im Kern größtenteils gotisch sein dürften.

Im Rahmen der Neugestaltung des Altarraumes wurde die Entfernung des Chorgestühls, das Abtragen des in den 1960er-Jahren eingebauten Fußbodens im Chor und die Versetzung des Hochaltars an seinen ursprünglichen Standort an die Ostwand des Chores geplant. Die im Zusammenhang mit diesen Maßnahmen freigelegten archäologischen Befunde und Beobachtungen von Putzen mit Farbfassungen veranlassten das Referat Denkmalpflege im Regierungspräsidium Tübingen sowie das Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, notwendige Untersuchungen zu initiieren.



1 Katholische Pfarrkirche
St. Martin in Tett nang-
Tannau, von Nordwesten.

Archäologische Beobachtungen und restauratorische Untersuchungsergebnisse

Im August 2007 erfolgte eine erste archäologische Untersuchung im Bereich des Chores, die nach dem Abbau des Hochaltars und der Abtragung des restlichen Fußbodens im September 2007 ergänzt wurde (Abb. 2). Somit konnte der gesamte Chorbereich erfasst werden. Parallel dazu fand eine restauratorische Untersuchung der Wandoberflächen statt. Die Sondagen wurden vor allem an bereits vorhandenen Fehlstellen in Farb- und Putzschichten angelegt (z. B. Schlitze des Elektrikers). Neue Öffnungen erfolgten mechanisch. Die Aufnahme der Befunde vor Ort wurde rein optisch ausgeführt. Zusätzlich wurde von der Bemalung des Altarsockels eine Probe entnommen und zur naturwissenschaftlichen Analyse weitergeleitet. Die archäologischen Befunde lassen sich vier Bauphasen zuordnen, die allerdings nur teilweise auf Phasen der Putz- und Farbfassungen bezogen werden können, da bauliche Maßnahmen und die Neuverputzung und Fassung der Oberflächen nicht immer gleichzeitig erfolgten.

Zeit der Romanik

Der Turm gilt als ältester erhaltener Teil der Kirche. Seine von der heutigen Orientierung der Kirche leicht abweichenden Baufluchten könnten darauf hindeuten, dass der romanische Vorgängerbau etwas anders ausgerichtet war als die heutige Kirche. Andererseits war in der Südwand des Chores ansatzweise ein solches Wackenmauerwerk zu beobachten, wie man es in der Region von anderen hochmittelalterlichen Steinbauten kennt. Enthält das Mauerwerk des bestehenden Gebäudes also doch noch Reste des romanischen Kirchenschiffs und/oder Chores oder ist die romanische Kirche „nur“ als archäologisches Relikt unter den jüngeren Fußböden erhalten geblieben? Dieser Frage muss bei zukünftigen Sanierungen nachgegangen werden. Für diese Bauphase konnten weder Putz- noch Farbschichten festgestellt werden.

Zeit der Gotik

Die Wandflächen des Chores weisen durchgehend den gleichen Putz auf. Es handelt sich um einen hellen, gelbbraunen Kalkputz mit einem Zuschlag aus dunklem Sand. Die vorliegenden Kalkspatzen (kleine Kalkklumpen mit einem Durchmesser von 2–4 mm) weisen auf einen trocken gelöschten Putz hin. Die Schichtstärke liegt bei 2 bis 8 mm, die Oberfläche ist mit der Kelle geglättet. Diese den Unebenheiten des Mauerwerkes folgende lebhaft Oberfläche ist auch in den oberen Bereichen



der Chorwände zu beobachten. Es ist deshalb davon auszugehen, dass der Bestand an historischem Putz recht umfangreich ist.

In der Nordwand des Chores befindet sich eine gotische Tür zum Turm mit Sandsteingewänden, die nachträglich auf der Ostseite durch eine Abmauerung verschmälert wurde. Auf die ursprüngliche Türbreite nimmt eine rechteckige, im Osten und Westen mit einer Backsteinreihe eingefasste Aussparung im Estrich Bezug. Hier hatte sich nur ein Rest einer Stufe oder eines erhöhten Podestes aus Backsteinen im Mörtelbett erhalten, sie war im Übrigen mit Schutt verfüllt. Offenbar wurde die Stufe aufgegeben, als man die Türöffnung verkleinerte.

Der Putz bindet an die alte steinerne Türöffnung in den Turm an und gehört somit in die gotische Bauphase. Weiterhin ist er in den alten Fensterlaibungen, die ehemals eine schrägere Neigung aufwiesen und wesentlich weiter nach unten reichten, nachzuweisen. Er liegt ebenfalls auf der aus Backstein gemauerten Altarstufe. An mehreren Elektroschlitzern konnte dieser Putz auch an der Süd- und Westwand des Kirchenschiffes beobachtet werden. Auf diesem Putz liegt eine helle, gebrochen weiße Kalktünche. Die Türöffnung zum Turm war mit einem dunkelgrauen, 11,5 cm breiten Band eingefasst. Ein schwarzer Strich setzt das Band zur hellen Fläche ab. In der Analyse konnte die Zusammensetzung der grauen Farbschicht ermittelt werden. Sie besteht lediglich aus den beiden Komponenten Kalk und Holzkohle.

2 Blick in den Chor, Übersicht über die archäologischen Befunde.



In der Chorsüdwand gegenüber dem Eingang zum Turm befindet sich die Tür zur Sakristei. Diese Tür ist nachträglich verändert worden, sodass nur auf ihrer Ostseite der Rest einer älteren, hell verputzten Türlaibung erhalten blieb. Im Westen war unter der ausgebrochenen Laibung das Wackemauerwerk zu erkennen. Zum Zeitpunkt der Dokumentation hatte man den Türsturz abgestützt, die Streben standen auf dem modernen Schutt, der hier den Estrich bedeckte. Dadurch ließ sich der Befundzusammenhang zwischen dem historischen Bodenaufbau und der Tür nicht klären und die Tür zur Sakristei keiner Bauphase zuordnen. Nahezu im gesamten Chor wurde ein glatt gestrichener, durch die Beimengung von Ziegelmehl rötlich gefärbter Estrichboden erfasst (Abb. 3). Er war von zahlreichen Setzungsrisen durchzogen, wies sonst jedoch nur einige kleinere Fehlstellen auf. Dieser Estrich zog gegen die Außenwände, den Triumphbogen mit der oberen, aus Backsteinen bestehenden Chorstufe sowie gegen die unteren Altarstufen.



Der 2,4 m breite und 2,6 m tiefe, rechteckige Altarunterbau setzte sich aus mehreren Einzel-elementen zusammen (Abb. 4). Das eigentliche Altarfundament bestand aus mindestens zwei Lagen Wacken in weichem Kalkmörtel. Für die Ecken hatte man Tuffsteine bzw. Backsteine verwendet, außerdem war eine Kalksandsteinplatte eingearbeitet worden. Die Oberfläche des Altarfundamentes lag ca. 0,3 m höher als der Estrich. Dem Fundament westlich vorgelagert war eine 1 m tiefe Wackenrollierung von gleicher Breite und Oberflächenhöhe, die Basis einer Backsteinstufe (Abb. 5). Im Norden, Westen und Süden wurden Altarfundament und Rollierung von einer unteren Backsteinstufe eingefasst, unter der nur auf der Südseite eine weitere sehr schmale, unterste Stufe hervorragte. Die erhaltene Altarstufe weist die blaugraue Farbigekeit wie die Tür zum Turm auf. Durch fast weiße, aufgemalte Fugenstriche wird eine aus Naturstein gesetzte Stufe malerisch imitiert.



Östlich der Tür zum Turm, in Höhe des vorderen Bereiches des Altarunterbaus, wurde das 1,3 m breite und 0,8 m tiefe Fundament einer Sedilie erfasst. Dies ist ein fester Sitz für den Priester und die Mitzelebranten während der Messe. Im Osten und Westen des Befundes begrenzten Fundamentreste aus Steinen und Kalkmörtel eine Schuttschicht. Putzreste aus der Zeit der Gotik konnten auch an

3 Gotischer Estrich und Grabgrube vor dem Altarfundament, von Nordwesten.

4 Altarfundament, von Osten.

5 Altarfundament, zum Teil abgebaut, mit Rollierung, dahinter barocker Plattenboden.

der Sedilie, die ursprünglich als vermutlich flache Nische gestaltet war, festgestellt werden. Eine mit der Tür zum Turm vergleichbare Einfassung aus breitem Band und Beistrich begrenzte die Sedilie (Abb. 6). Im Sockelbereich lassen mehrfarbige Fassungsreste auf eine Gestaltung der Sockelzone schließen. Üblich war in diesem Bereich zum Beispiel ein gemalter Vorhang. Zur Sedilie gehörte außerdem eine Steinschwelle auf der Südseite, gegen die der Estrichboden anstrich, während die Farbfassung der Schwelle auf die Estrichoberfläche übergriff. Eine eindeutige Zuordnung zu einer der vorhandenen Farbfassungen war aufgrund fehlender Anschlüsse nicht mehr möglich. An der Wand hinter der Sedilie wurden ebenfalls Reste von Farbfassungen beobachtet, die sich der zweiten Bauphase zuordnen lassen.

Noch für die Stilepoche der Gotik kann eine zweite farbliche Fassung des Chorraumes nachgewiesen werden. Diese wiederholt die Erstfassung teilweise. So weist etwa die Tür zum Turm wieder eine Einfassung durch ein graues Band mit schwarzem Begleitstrich auf. Zusätzlich gab es in dieser Fassung ein graues Band zum Boden – eine „Fußleiste“. An sämtlichen anderen Befundstellen konnte lediglich eine helle Tünche festgestellt werden. Dies lässt darauf schließen, dass es sich gegenüber der Erstfassung um eine schlichtere Gestaltung gehandelt hat.

Die Altarstufen weisen keine Übermalung auf. Dies erscheint ungewöhnlich, da vor allem in diesem intensiv genutzten Bereich durch das Betreten der Stufen mit einer deutlichen Abnutzung zu rechnen wäre (Abb. 7). Es ist allerdings denkbar, dass die Stufen zum Beispiel durch einen Teppich abgedeckt und so geschützt waren.

Die Bestattung

Im Anschluss an die Chorstufe war eine 1,2 m breite und 3,2 m lange rechteckige Grube mit einer nur partiell erhaltenen Backsteineinfassung in den Estrichboden eingetieft. Diese Grube endete 1 m südlich des Altarfundamentes und lag etwas nördlich der Mittelachse des Altares. Bei dieser Grube in prominenter Lage muss es sich um das Grab einer Persönlichkeit handeln, die für die Tannauer Kirche von großer Bedeutung war. Nachforschungen bei der örtlichen Kirchengemeinde und beim Diözesanarchiv in Rottenburg blieben bisher jedoch ergebnislos.

Der obere Bereich der Grabverfüllung aus sandigem Kies war mit größeren, scharfkantig gebrochenen Steinen und umgelagertem Backsteinbruch sowie (gotischen?) Putzresten mit weißer Tünche und flächigem, kräftig ockergelbem Farbauftrag durchsetzt und enthielt außerdem ein kleines Fragment einer schwarz glasierten Ofenkachel. Aus diesen



6 Nordwand, graues Band mit schwarzem Begleitstrich als gemalte Rahmung der Sedilie.

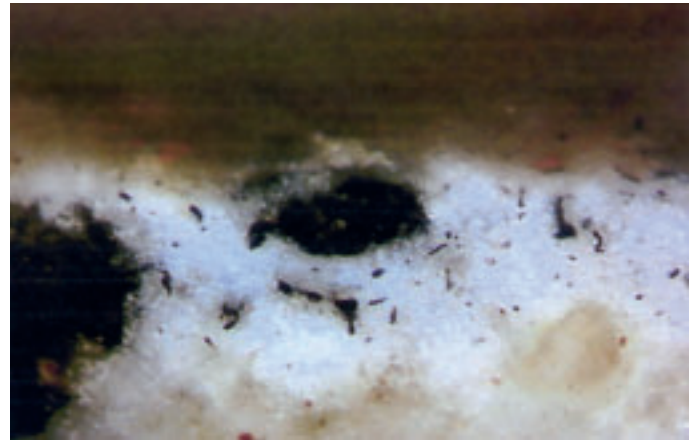
Funden ergibt sich für das Grab jedoch kein zwingender Datierungsansatz in die frühe Neuzeit, da die obere (Grab-)Verfüllung zu einem späteren Zeitpunkt – im Rahmen des barocken Umbaus? – aufplaniert worden sein kann, um Setzungen auszugleichen. Das Format der Backsteine der (Grab-)Grubeneinfassung entspricht jedenfalls demjenigen der unteren Altarstufen; dies könnte für einen relativ geringen zeitlichen Abstand zwischen der Anlage des Grabes und der Errichtung des Altarfundamentes sprechen.

Zeit der Renaissance

Ohne nachweisbare bauliche Veränderungen folgte eine dritte Farbfassung der Oberflächen im Chorraum. Während die ersten beiden Fassungen keine Akzentuierung der Choraumfenster zeigten, konnte bei der dritten Fassung eine Ausmalung um die Fenster nachgewiesen werden. Die Fensterlaibungen selbst waren flächig rot gestrichen und eventuell mit einem hellen Fugenstrich versehen. An den Flächen um die Fenster weisen rote, schwarze und graue Farbflächen auf eine mehrfarbige Bemalung hin. An den restlichen Wandflächen, auch um die Tür und die Sedilie, konnten keine farbigen Absetzungen festgestellt werden. Zeitlich könnte diese Fassung in die Zeit der Renaissance gehören.

7 Altarstufe mit blau-grauer Fassung und weißem Fugenstrich.





8 Nordostwand, mehrfarbige Bemalung um das Fenster.

9 200-fache Vergrößerung der entnommenen Probe.

Zeit des Barocks

Über der dritten Farbfassung befindet sich ein zweischichtig aufgebauter Putz. Der Unterputz ist grau und weist Kalkspatzen (trocken gelöscht) und einen teilweise recht groben Sandzuschlag auf. Eine dünne, fast weiße, vermutlich gipshaltige Schicht bildet den Deckputz. Dieser Putz liegt auf der Vermauerung der Sedilie. Die Funktion des Sitzes übernahm das zu dieser Zeit eingebaute hölzerne Chorgestühl. Auch die Veränderung der Tür zum Turm und der Fenster (Vermauern der unteren Bereiche der Fensteröffnungen) erfolgte mit dem Einbau des Chorgestühls. Gleichzeitig wurde der Boden um ca. 30 cm angehoben und mit großen grauen Sandsteinplatten in sehr unterschiedlichen Formaten belegt. Mit der Veränderung des Bodens wurde der zweistufige Altarsockel aufgegeben und vermutlich auch die Aufstellung des Altares verändert. Diese Maßnahmen dürften im Zusammenhang mit der Barockisierung der Kirche 1720 erfolgt sein. Eine entsprechende Putzschicht konnte auch im Kirchenschiff entlang der Elektroschlitzte beobachtet werden.

Zusammenfassung

Trotz der eingeschränkten Beobachtungsmöglichkeiten wurden, wenn man die Ergebnisse der restauratorischen und der archäologischen Untersuchungen zusammenfasst, die Erkenntnisse über die Kirche St. Martin in Tettngang-Tannau doch erheblich erweitert.

Insbesondere die Gestaltung des Chorraums in der Gotik lässt sich nun deutlicher fassen. Der Estrichboden mit Altarfundament und Fundament der Sedilie sowie der Triumphbogen und die Tür zum Turm mit der vorgesetzten Stufe sind Bestandteile dieser Stilepoche, in welcher der Chor mit dreiseitigem Abschluss und hohen Spitzbogenfenstern errichtet wurde.

Im Chor der Kirche konnte unter den jüngeren Anstrichen ein recht umfangreicher Bestand spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Putz- und

Farbschichten nachgewiesen werden (Abb. 8, 9). Der wieder aufgefundenen, alte Altarsockel muss vor allem aufgrund des erhaltenen Verputzes mit der aufliegenden Quaderfassung als spektakulärer Befund angesprochen werden. Diesen besonderen Bestand zu erfassen und einzuordnen, gelang durch das Zusammenspiel archäologischer und restauratorischer Untersuchungsmethoden und zeigt einmal mehr die Notwendigkeit einer engen Zusammenarbeit und des Austauschs verschiedener Fachbereiche und Untersuchungsmethoden. Freilich bleiben auch Fragen offen. So konnte nicht abschließend geklärt werden, ob die Mauern von Langhaus und Chor Reste des romanischen Mauerwerks enthalten. Auch eine genaue Beschreibung der Farbgliederungen gelang aufgrund der Befundlage nicht für alle Phasen. Offen bleiben muss darüber hinaus die zeitliche Einordnung der Tür zur Sakristei sowie eine Datierung und Zuordnung des Grabes vor dem Altar. Antworten auf diese Fragen zu finden, bleibt zukünftiger Forschung vorbehalten.

Literatur

W. v. Matthey / A. Schahl (Bearb.): Die Kunstdenkmäler des Kreises Tettngang, Stuttgart/Berlin 1937, S. 154–156.

Praktischer Hinweis

Die Kirche kann tagsüber besucht werden.

Naturwissenschaftliche Analyse
Labor Prof. Dr. E. Jägers Hembergerstraße 75,
53332 Bornheim

Martina Fischer
Restauratorin
Goethestraße 88
73525 Schwäbisch Gmünd

Dr. Beate Schmid
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 26 – Denkmalpflege

Glossar

Sedilien

Sitze im Altarraum katholischer Kirchen für Priester, Diakone und Messdiener.

Wackenrollierung

Wacken, wegen ihrer Färbung anschaulicher auch „Grauwacken“ genannt, sind ein hartes, bis zu 350 Millionen Jahre altes Sedimentgestein aus Kiesel- und Tonschiefer, Feldspat, Glimmer, vor allem aber Quarz. Seine von Grau bis Grün changierende Farbe macht Wacken zu einem aparten Pflaster- und Werkstein, aber auch, zerkleinert, zu einem bevorzugten Rollierschotter. Abgebaut wird die Grauwacke noch in Lindlar (Bergisches Land).

Der Maler Hans Fähnle – in Überlingen „verschollen“? Städtische Galerie Fähnle, Goldbacher- straße 70

„Stell Dir vor, es gibt eine spannende, qualitätvolle Kunstsammlung in einem maßgeschneiderten Gehäuse – und keiner geht hin!“ Unter diesem Motto könnten wir in Abwandlung einer populären Frage nach der „verschollenen“ Galerie Fähnle forschen. In einem beliebten Wohngebiet im Überlinger Westen gelegen, muss ihr Grundstück – Südwesthang mit unverbaubarer Seesicht – bei jedem kunstfernen Vermarkter große Begehrlichkeiten wecken. Der Beitrag wirbt um Verständnis für ein wertvolles künstlerisches Erbe und möchte die Diskussion über den künftigen Umgang beleben.

Volker Caesar

Brüderliche Verehrung

Bereits ein halbes Jahr nach dem Tod des Malers und Grafikers Hans Fähnle (1903–1968) beauftragte der vier Jahre ältere Bruder Ernst die Planung für das Ausstellungshaus. Zum ersten Todestag war es wohl fast fertiggestellt. Zu den Beweggründen berichtet Ernst Fähnle beim Galeriebesuch des Internationalen Bodensee-Clubs 1974: „Dass ich Sie hier begrüßen kann, verdanken Sie einem Versprechen, das ich meinem verstorbenen Bruder gegeben habe. Nämlich einen guten Querschnitt seines hinterlassenen Werkes zusammenzuhalten, solange mir das möglich ist. Zu diesem Zweck habe ich diesen Pavillon gebaut und darin ca. 400 Arbeiten, Ölbilder, Tempera und Aquarelle nebst der ganzen hinterlassenen Grafik untergebracht. ... Obwohl mein Bruder hauptsächlich vom Verkauf seiner Bilder lebte und demzufolge ein wesentlicher Teil derselben, und nicht der schlechtere, in Privatbesitz übergang, hat er Dank seinem grossen Fleiss noch so viele gute Arbeiten hinterlassen, dass die hier untergebrachte Sammlung zustande kam.“ Ernst Fähnle (1899–1984) selbst war Diplomaltdiener und widmete sich im fortgeschrittenen Alter autodidaktisch der Bildhauerei: „Wenn ich meine Bildhauerarbeiten in die Galerie mit einbezogen habe, so geschah dies einmal, um den Raum besser zu gestalten [hier sicher auch der Außenraum, die Fassade des Sockelgeschosses, Anm. d. Verf.], andererseits weiss ich mich darin auch in Übereinstimmung mit meinem Bruder, dem ich es mit verdanke, dass ich mich noch im vorgerückten Alter, dem Jugendtraum einer zweckfreien schöpferischen Arbeit hingeben konnte.“

Wo bitte geht's hier zur Galerie?

Wer in Überlingen die Städtische Galerie Fähnle sucht, wird nicht so schnell fündig. Sollte er auf der Straße einen Einheimischen ansprechen, muss er in neun von zehn Fällen mit einem Achselzucken rechnen. Und nur die wenigsten Überlinger wissen, dass sich „ihre“ Galerie in dem begehrten Wohngebiet an der Goldbacher Straße befindet. In Prospekten der Stadt, der Region oder im Internet findet sich ein Zweizeiler etwa folgenden Inhalts: „Städtische Galerie Fähnle, Expressive Kunst 1920–1970, Goldbacher Straße, geöffnet in den Sommermonaten Juli, August, September – Mittwoch, Samstag, Sonntag von 15 bis 18 Uhr.“ Die



1 Galeriegebäude von Südosten, 2009.

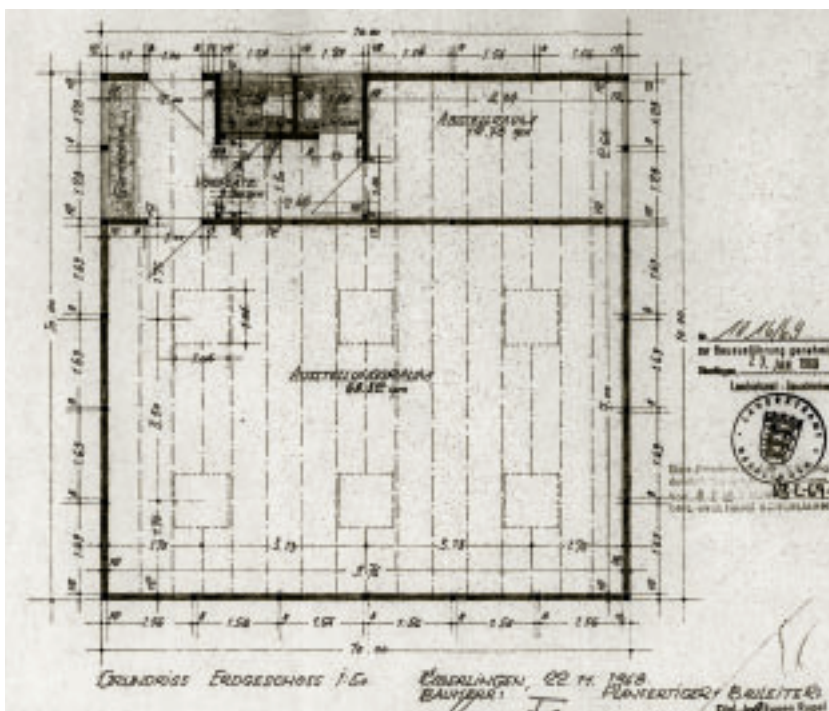
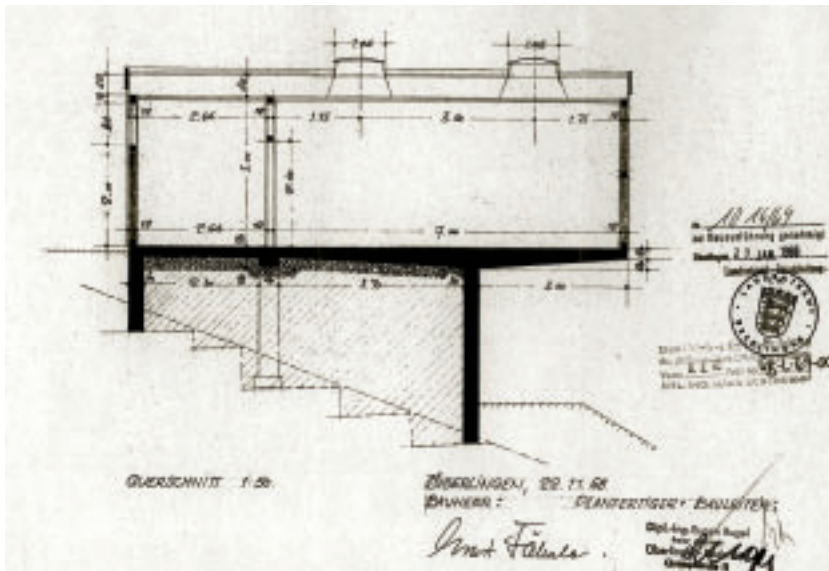


regelmäßige Öffnung im Sommer liegt einige Jahre zurück.

Von der Altstadt bis zur hinteren Goldbacher Straße sind etwa 1,5 km Fußweg zurückzulegen. Dort wartet keine Hinweistafel, keine Vitrine vor dem Eingang, sondern nur das kleine Blechschild „Fähnle Galerie“ am zurückliegenden Gartentor. Vom Garteneingang führt ein gewundener Treppenweg durch den verwilderten Garten steil nach oben. Unvermittelt steht man vor der Sichtbetonwand des Sockelgeschosses, über der das Ausstellungsgeschoss weit auskragt. Die Betonflächen mit den lebhaften Abdrücken der Schalungsbretter tragen Figurengruppen aus flachem, rötlichem Steinguss und stimmen auf den künstlerischen Inhalt des Gebäudes ein. Nochmals geht es einige Treppen hinauf zur bescheidenen Eingangstür auf der Rückseite.

2 *Bauantrag Galerie Fähnle, Querschnitt. Zeichnung Architekt Eugen Rugel, 1968.*

3 *Bauantrag Galerie Fähnle, Erdgeschossgrundriss. Zeichnung Architekt Eugen Rugel, 1968.*



Ausstellungshaus für Gemälde und Plastiken und Kläranlage

Am 27. Januar 1969 erteilte die Untere Baurechtsbehörde des Landratsamts Überlingen die Genehmigung zur „Erstellung eines Ausstellungshauses für Gemälde und Plastiken und Kläranlage“. Als Planfertiger und Bauleiter wirkte der Überlinger Architekt Dipl.-Ing. Eugen Rugel. Er hatte seine Entwurfspläne im November des vorausgegangenen Jahres gezeichnet, die Rohbaukosten mit 45 000 DM und die Ausbaurkosten mit 15 000 DM benannt. Im Frühjahr 1969 wurde mit dem Bau begonnen. Ob die optimistisch mit sechs Wochen angegebene Bauzeit eingehalten wurde, bleibt ungeklärt.

Abgesehen von der Aussage „Holzhaus gemäß beiliegenden Details“ enthält das Formular der Baubeschreibung kaum Informationen zur baulichen Gestaltung. Im Bericht des Prüfstatikers vom 8. Februar 1969 heißt es später:

„1. Es handelt sich um ein 1-geschossiges Gebäude mit Flachdach, in Hanglage, das zum Teil über das Fundament auskragt. Wellstegbinder als Dachkonstruktion, Bodenplatte mit Auskragung in Stahlbeton.

2. Die Wände sind als Fachwerk mit Spanplattenverkleidung vorgesehen. Die Ausführung erfolgt ohne Nachweis zimmermannsmäßig fachgerecht. ...

4. Die Aussteifung des Baues erfolgt durch das Holzfachwerk in den Wänden.“

Wie ein Fertighaus gebaut

Die Bauweise des „Ausstellungshauses“ zeigt die Merkmale eines Fertighauses: Über einem massiven Betonsockel wird in Trockenbauweise ein beplanktes, außen verputztes Fachwerkgeschoss errichtet. In diesem Falle ist das Sockelgeschoss nicht als Keller zugänglich. Es wurde mit Erdreich verfüllt. Wegen der starken Hangneigung ist es see-seitig in voller Höhe sichtbar. Seine geschlossenen Außenwände bestehen aus schalungsrauem Sichtbeton, ebenso die auskragende Untersicht der Deckenplatte, die sich nach außen hin verjüngt. Die Fachwerkständer des Ausstellungsgeschosses mit einheitlichem Querschnitt von 80 mm x 120 mm stehen bei Außen- und Innenwänden in regelmäßigem Abstand von 1,56 m bzw. 1,69 m, in der Nebenraumachse auf 1,28 m reduziert. Als Tragwerk des Flachdachs dienen schlanke Wellstegträger aus Holz, die seinerzeit gerne als werkgefertigte, leichte Träger für größere Spannweiten eingesetzt wurden. Hier müssen sie den 7 m tiefen Ausstellungssaal überspannen, haben eine Bauhöhe von etwa 42 cm und Breite von etwa 10 cm. Das Fachwerkgerüst der Wände und die Flachdachkonstruktion sind mit Holzfaserverplatten, was-

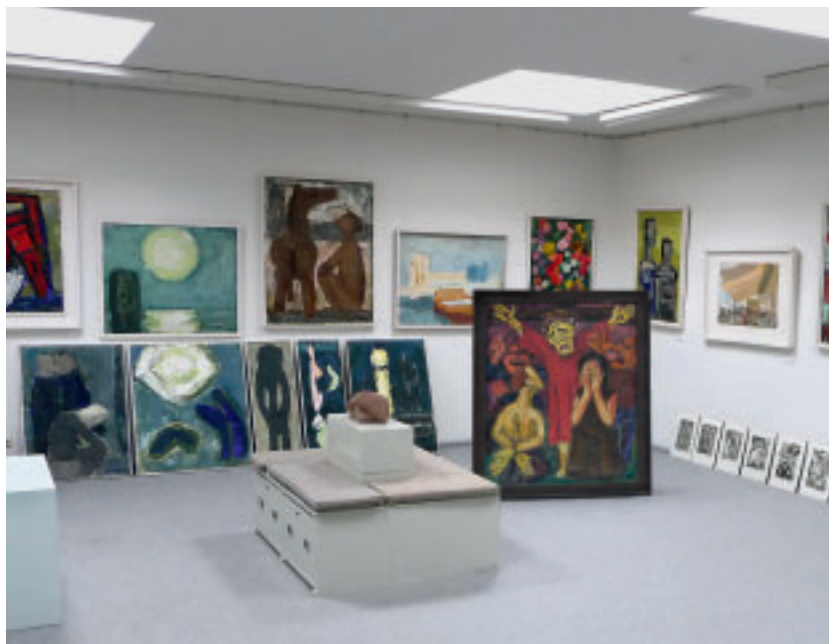


serfesten Span- und Zweischichtplatten verkleidet. Gipskartontafeln bilden die Innenraumschale. Die Fassaden tragen einen dünnen Verputz. Das Flachdach wurde mehrlagig mit Dachpappe abgeklebt und mit einer Kiesschüttung versehen, im Bauantrag als „Kiespressdach“ bezeichnet. Solche vergleichsweise schlanken Tragkonstruktionen aus Holz sind besonders schadensanfällig bei eindringender Nässe und bedürfen sorgfältiger Baukontrolle und -unterhaltung. Gerade erst musste ein Wasserschaden an der äußerst labilen Putzhaut repariert werden. Ein akutes Leck im Flachdach zieht neue Aufmerksamkeit auf sich.

Konsequent, streng, sparsam und fast ohne Fenster

Die dem Architekten gestellte Aufgabe erforderte auf dem steilen Hanggrundstück zunächst ein stabiles und hohes Sockelgeschoss, eine aufwendige Vorleistung. Der Nutzungswunsch nach möglichst viel Ausstellungs- und damit Wandfläche führte zu einem fensterlosen Saal mit fast 70 m², der ausschließlich über sechs Lichtkuppeln erhellt wird. Diese Kombination von Sockel und Saal bestimmt denn auch die gebaute „Großplastik“, die hoch über der Straße aus dem dichten Grünbestand hervorschaut.

In der Denkmalliste heißt es dazu: „Der kleine Bau unterscheidet sich in Form und Zweckbestimmung von den übrigen Häusern der beliebten Wohngegend hoch über dem Seeufer. Ist er doch als nach außen streng abgeschlossenes Gehäuse konzipiert, dessen Hauptfront keine Fenster hat und als pure Form, rechteckig, hell verputzt, über dem Garten schwebt. Die Gegenüberstellung der unterschiedlich das Licht reflektierenden Flächen von Hauswand und Betonsockel mit ihrem starken Ma-



terialkontrast, ist ein charakteristisches Element der damaligen zeitgenössischen Architektur. Es wird hier auf kleinstem Raum angewandt und durch die Vermittlung der leicht schräg verlaufenden Kragplatte, auf der das Haus ruht, plastisch verstärkt, so dass im Ansatz der Eindruck einer großen Skulptur entsteht.“

Man bemerkt nicht sofort, dass die Außenmaße des Ausstellungsgeschosses ein exaktes Quadrat von 10 m × 10 m bilden. Der darin entwickelte Grundriss ist ein Muster an Sparsamkeit, auf das Wesentliche der Galerienutzung reduziert. Über den Hauseingang auf der Nordseite erreicht man die Nebenraumzone mit Garderobe, Vorplatz, winziger Nasszelle und Abstellraum/Gemäldedepot, die zusammen etwa ein Viertel der Gebäudetiefe beanspruchen. Nur dort finden sich kleine Fenster, gleich dimensioniert, paarweise als Oberlichter. Direkt der Eingangstüre gegenüber geht es in den Ausstellungssaal. Man überschaut ihn mit einem Blick und findet mit 7 m Tiefe, fast 10 m Breite und knapp 3 m Höhe die harmonischen Dimensionen eines intimen Studios. Nur von oben belichtet überrascht selbst bei bedecktem Himmel die gute Ausleuchtung. Keine Fernblicke lenken von den Gemälden ab: Stattdessen sind die Bilder sowohl Ausblick als auch Einblick in die Welt des Künstlers.

Lebensweg mit Einschnitten

In der jüngeren Vergangenheit wurde Hans Fähnle in drei unterschiedlichen Ausstellungen gewürdigt: 1990 sein grafisches Werk in der Galerie Albstadt, 1996 gemeinsam mit dem Stuttgarter Malerfreund Rudolf Müller in der Städtischen Galerie Böblingen und 1999 in einer Gemeinschaftsausstellung in der Kunststiftung Hohenkarpfen und in Überlingen. In

4 Sockelgeschoss Südseite mit Steingussfiguren von Ernst Fähnle, 2009.

5 Ausstellungsraum nach Südosten, 2009.

6 Gemäldedepot, 2009.





7 Hans Föhnle, Selbstbildnis, 1926.

8 Hans Föhnle, Selbstbildnis mit Malerfreund Otto Staudenmaier, 1927.

den dazu erschienenen Katalogen finden sich die wesentlichen Stationen des Lebenslaufs und der künstlerischen Entwicklung, nachfolgend verkürzt wiedergegeben.

Am 12. Juni 1903 in Flein bei Heilbronn geboren, wo der Vater Schulrektor war, wurde seine Schulzeit am Karls-Gymnasium in Heilbronn und den Theologischen Seminaren in Schöntal und Urach mit dem Abschluss des Abiturs durch den Krieg überschattet. Zunächst mit dem Berufsziel Zeichenlehrer begann er 1922 seine künstlerische Ausbildung an der Kunstgewerbeschule und studierte dann bis 1925 an der Kunstakademie Stuttgart bei den noch impressionistisch geprägten Professoren Robert Poetzelberger, Christian Speyer und Robert Breyer. 1925 bis 1928 setzte er die Ausbildung an der Kunstakademie Kassel als Meisterschüler von Georg Burmester fort und baute zuletzt seine grafischen Fertigkeiten in Berlin bei Hans Meid bis 1931 weiter aus.

Er nutzte die Studienzeit zu Malaufenthalten am Bodensee und in Südfrankreich, später in Venedig und Florenz. Der Umzug der Eltern in ihren Alterssitz in Überlingen – Grundstück auf dem „Eglisbohl“ direkt oberhalb der heutigen Galerie Föhnle – festigte den Bezug zur Landschaft am See. Noch bevor sich Föhnle endgültig in Stuttgart niederließ, hielt er sich 1931 bis 1935 regelmäßig in Hofheim nahe Frankfurt am Main bei der befreundeten Malerin, späteren Galeristin und „Botschafterin der Kunst“ Hanna Bekker vom Rath auf. Durch Bekkers entschiedenes Engagement für die ungeliebte oder auch unverstandene Avantgarde trafen schon Ende der zwanziger Jahre in ihrem Hofheimer „Blauen Haus“ Künstler und Sammler zusammen. Eine Begegnung, die den jungen Maler nachhaltig beeindruckt haben wird.

Seinem noch geringen Bekanntheitsgrad ist es zuzuschreiben, dass Föhnle durch die Nationalsozialisten nicht mit Ausstellungs- oder gar Malverbot belegt wurde. Doch mit seiner expressiven künstlerischen Haltung konnte er sich nicht auf dem nach 1933 gleichgeschalteten Kunstmarkt etablieren. Sein Bruder schilderte diese schwierige Phase: „Die Hitlerzeit lässt ihn sehr zurückgezogen leben. Einigen treuen Freunden [darunter der Stuttgarter Rechtsanwalt Richard Schippert, Anm. d. Verf.] verdankt er das Existenzminimum, denn er hat nun endgültig darauf verzichtet, Zeichenlehrer zu werden. Im Krieg, den er von 41–45 bei einem Transportsicherungsregiment in Russland, Frankreich und Balkan mitmacht, verschafft ihm das Verständnis seines Hauptmanns, des verstorbenen Überlinger Gerichtsvollziehers Hege kurze Zeit die Möglichkeit, einiges zu schaffen. So entsteht die Passion 1942 ... als Lithographie-Folge ...“

Neubeginn und Wiederaufbau

Bei der Rückkehr aus dem Krieg fand er das Stuttgarter Atelier mit zahlreichen seiner Werke durch Bomben zerstört. Zu diesem Verlust kam ein beginnendes Leiden, das ihn von nun an nicht mehr loslassen würde. Dazu Ernst Föhnle: „Schon im Krieg macht ihm eine schmerzvolle Krankheit in den Beinen, die er sich durch das eigene Farbreiben zugezogen hatte, nahezu schlaflos [eine Folge des ungeschützten Umgangs mit schwermetallhaltigen Farben, Anm. d. Verf.]. Diese verschlimmerte sich mit den Jahren immer mehr, ohne dass eine Therapie zu finden ist. Sie überschattet natürlich die Arbeit ...“

Aber von Entmutigung keine Spur. Er traf wieder auf Rudolf Müller, den Malerfreund der frühen

Akademietage. Gleichfalls ausgebombt beteiligten sich beide am Wiederaufbau des städtischen Ateliergebäudes am Stuttgarter Ameisenberg, wo sie 1948 benachbarte Ateliers beziehen konnten. Fähnle arbeitete und wohnte dort bis zu seinem Lebensende. Daneben begleiteten Künstlerfreunde wie Eugen Stammbach, Wilhelm Geyer, Franz Frank oder Joseph Kneer seinen weiteren Weg. Die Teilnahme an zahlreichen Ausstellungen spiegelt Fähnles künstlerische Aktivitäten ebenso wie seine Lehrtätigkeit an der mitgegründeten Freien Kunstschule Stuttgart 1947 bis 1950 oder die Mitgründung der *Freien Ausstellerguppe des Württembergischen Kunstvereins*. Neben der Malerei beschäftigten ihn in den fünfziger Jahren öffentliche Aufträge, darunter Sgraffiti und Großmosaiken an Stuttgarter Bauten.

Auch in der Folgezeit reiste Fähnle wieder, ans Mittelmeer, nach Paris und immer wieder zu Malaufenthalten ins Überlinger Elternhaus. Die hinterlassenen malerischen Arbeiten sind ergiebig und vielseitig. Unter den Themen der letzten Jahre spiegeln jedoch seine Selbstbildnisse die fortschreitende Erkrankung, die ihm zuletzt unerträglich wurde. Im Alter von fast 65 Jahren am 12. März 1968 nahm sich Hans Fähnle das Leben.

Expressiver Realismus

„Zwischen den beiden Postulaten: Realisationsdichte wie bei [Hans von] Marees und impressionistisch-expressionistischer Farbigkeit und Peinture spielt sich seine ganze weitere Arbeit ab.“ Mit diesen knappen Worten umschrieb sein älterer Bruder das künstlerische Leitbild Hans Fähnles. Die

Kunstgeschichte rechnet den Maler dem Expressiven Realismus und der so genannten „Verschollenen Generation“ zu. Zwischen 1890 und 1905 geboren, musste seine Künstlergeneration zwei Weltkriege durchstehen. Ihre Ausbildung erhielt sie bei Professoren, die noch dem 19. Jahrhundert und impressionistischer Sehweise verbunden waren. Daneben standen neue Vorbilder wie Corinth, Munch, van Gogh oder Cezanne. Die Zwischenkriegszeit reichte für viele nicht, sich im Kunstleben so zu etablieren, dass die gewonnene Anerkennung für einen gesicherten Neubeginn nach dem Zweiten Weltkrieg ausreichte.

Hans Fähnle war in dieser Phase zunächst mit seiner Ausbildung beschäftigt. Die folgenden zwölf Jahre Nationalsozialismus bremsten die weitere Entwicklung aus. Der künstlerische Aufbruch in den späten vierziger Jahren konnte sich zunächst auf ein breites Fundament stützen. Aber, wer aus dieser Generation der gegenständlichen Malerei treu blieb, wurde gerade im Stuttgarter Kunstbetrieb bald durch die bevorzugt geförderte abstrakte Moderne um Willi Baumeister an den Rand gedrängt. Auch Fähnle musste dies erfahren.

Seine Bildthemen waren die Landschaft, das Porträt, die menschliche Figur und das Stillleben. Neben den Reiseeindrücken beschäftigten ihn bis zuletzt die Bodenseelandschaft, religiöse Themen und Szenen existenzieller Erfahrung und des Leidens, Ausdruck eigener Kriegserlebnisse und persönlicher Krankheit.

In den frühen Arbeiten Fähnles wirkte noch der malerische Impressionismus seiner Lehrer nach. Doch schon in den dreißiger Jahren verdichteten sich die Bildaussagen zu kompakten Farbflächen,

9 *Ausstellungsraum nach Westen. 2009.*





10 Hans Föhnle,
Kreuzigung, 1930–39.

11 Hans Föhnle,
Gewitter über dem
Bodensee, 1932.



12 Beschädigtes Gemälde
aus dem Depot. Zustand
2009.



ohne jedoch die Gegenständlichkeit zu verlassen. Der pastose Farbauftrag verstärkte sich später bis zum dicken Spachtelauftrag, der den Gemälden zusätzliche Plastizität und Reliefwirkung verleiht. In den sechziger Jahren gelang es ihm, Bildnisse oder Landschaften so auf ihre Grundaussagen zu verdichten, dass seine Gemälde eine eindringliche Zeichenhaftigkeit erreichen. Unter diesen Motiven entfalten die so genannten „Dückdalbenbilder“ eine besondere Faszination: Einzelne Pfähle oder Pfahlgruppen im Wasser werden mit Himmel, Sonne und Spiegelungen zum unverwechselbaren „Extrakt“ seiner Bodenseelandschaften.

Der Überlassungsvertrag

Durch einen Überlassungsvertrag übergab Ernst Föhnle das Grundstück mit Ausstellungspavillon und den darin enthaltenen Sammlungen von Hans und Ernst Föhnle an die Stadt Überlingen. In § 2 des Vertrags erfährt man, wie sich die Partner den Umgang mit der Sammlung vorstellten:

„Die Stadt Überlingen verpflichtet sich, auf die Dauer von fünfzig Jahren ab 1. Januar 1975 den künstlerischen Nachlaß unter der Bezeichnung „Föhnle-Stiftung“ (unechte Stiftung) geschlossen zu erhalten und der Öffentlichkeit zu Ausstellungen zugänglich zu machen.

Die Stadt kann Kunstwerke der „Föhnle-Stiftung“ anderen Galerien und Museen als Leihgabe für Ausstellungszwecke vorübergehend zur Verfügung stellen.

Die Stadt ist umgekehrt berechtigt, aus Gründen der Attraktivität der „Föhnle-Stiftung“ in dem Ausstellungspavillon gelegentlich auch Ausstellungen mit Werken anderer Künstler zu veranstalten oder Kunstwerke der Gebrüder Föhnle zusammen mit anderen Werken auszustellen.“

Diese Absichten lassen an eine rege Ausstellungstätigkeit denken – ambitioniert entworfen, jedoch nur mit genügend personellem und fachlichem Aufwand umsetzbar. Das konnte die Stadt schon damals nicht leisten. In Briefen und Vermerken aus den achtziger und neunziger Jahren finden sich immer wieder Hinweise auf die unzureichende Präsentation, Probleme bei der Öffnung, die schwere Erreichbarkeit und fehlende Parkplätze oder die mangelnde Pflege des Gartens. Über die Jahre verirrt sich nur wenige Besucher in die Galerie. Das Auslegen von Handzetteln mit knappen Fachinformationen zur Sammlung und geregelte Öffnungszeiten waren „vergebliche Liebesmühe“. Hans Föhnles Werk musste daher zwangsläufig als „verschollen“ gelten.

Es gibt viel zu tun ...

Bevor sich der Blick auf zukünftige Konzepte richten kann, bedarf es einer gründlichen Bestands- und Schadensdokumentation von Gehäuse wie Sammlung. Die Galerie ist mittlerweile 40 Jahre im Gebrauch. Offenkundige Schäden an Dach und Außenwänden sind das Signal für eine sorgfältige Revision des gesamten Tragwerks.

Mit der Inventarisierung aller Kunstwerke – ein Fernziel wäre die Erarbeitung eines Werkverzeichnis – ist insbesondere der Zustand der Sammlung zu erfassen. Der Bericht der Restauratorin Hilla Grosse lieferte schon 1999 Hinweise auf restauratorischen Handlungsbedarf. Akute Schäden einzelner Kunstwerke bestätigen, dass gezielte Sicherungsmaßnahmen nicht länger aufgeschoben werden dürfen.

Jede Kunstsammlung braucht ein solides fachliches Fundament, das ständig verbreitert und aktualisiert werden muss. Für eine solche Daueraufgabe könn-

ten externe Fachleute und Studierende zur Mitarbeit gewonnen werden, vielleicht sogar an Orten der künstlerischen Ausbildung Fähnles. Ein weites Feld steht hier zur Bearbeitung an: Die Überprüfung des Bestandes in Überlingen, des künstlerischen Nachlasses im Familienbesitz, der Werke in öffentlichen Sammlungen oder in Privatbesitz bis hin zur Kunst an Stuttgarter Bauten. Parallel dazu sollte die Beschäftigung mit der Künstlerbiografie vertieft werden und die Auswertung von Nachlässen, Archivalien, Ausstellungsberichten, Ausbildungsstationen oder „Kreuzungspunkten“, wie die Begegnung mit Hanna Bekker vom Rath, erfolgen.

Mit wachsender Sammlungs- und Werkkenntnis kann man sich Schritt für Schritt neuen und tragfähigen Konzepten für Betrieb, Präsentation oder Kooperationen nähern. Die Denkmalpflege ist zu maßgeblicher Mithilfe bereit.

Literatur und Quellen

Hans Fähnle (1903–1968). Passion und andere Zeichnungen. Ausstellungskatalog Städtische Galerie Albstadt, mit einer Einführung von Adolf Smitmanns. Albstadt 1990.

Rainer Zimmermann: Expressiver Realismus. Malerei der verschollenen Generation. München 1994.

Mythen aus der Farbe. Rudolf Müller / Hans Fähnle. Ausstellungskatalog Städtische Galerie Böblingen, mit einer Einführung von Eva-Marina Froitzheim. Böblingen 1996.

Hans Fähnle 1903–1968. Ein Maler der verschollenen Generation. Ausstellungskatalog Kunststiftung Hohenkarpfen und Stadt Überlingen, mit Beiträgen von Isabel Grüner und Hilla Grosse. Hausen ob Verena/Überlingen 1999.

Ansprache Ernst Fähnle anlässlich des Besuchs des Bo-



13 Hans Fähnle, *Gelbe Sonne mit Dückdalbe*, 1967.

densee-Klubs in der Galerie Fähnle am 14. Dezember 1974. Manuskript im Stadtarchiv Überlingen.

Öffentliche Urkunde über Überlassungsvertrag zwischen Ernst Fähnle, Dipl. Landwirt und Bildhauer in Überlingen und der Stadt Überlingen [...] 1975. Beglaubigte Abschrift im Stadtarchiv Überlingen.

Praktischer Hinweis

Städt. Galerie „Fähnle“

Goldbacher Str. 70

88662 Überlingen am Bodensee

Tel. 075 51 / 99 10 71

Dipl. Ing. Volker Caesar

Buttenwegle 32

72108 Rottenburg

Glossar

Wellstegträger besitzen oben und unten genutete Kantholzgurte, in die dünne, wellenförmige Bau-Furnier-Platten als Stege eingeleimt sind. Die Wellenform verhindert das Verbiegen der Stege. Größere Träger erhalten zwei nebeneinander liegende Stege. Die Serienfertigung im Werk, ihr geringes Gewicht und Spannweiten bis 13 m bestimmen die Eignung für den Fertighausbau.



14 *Ausstellungsraum Westwand. Schrank mit kleinen Skulpturen von Ernst Fähnle, darüber: Hans Fähnle, Lehrer in Flein, 1926.*



Barocke Schanzen im Schwarzwald

Die Verteidigungsanlagen auf den Schwarzwaldhöhen

Das Oberrheintal wurde Grenzgebiet, als das Elsass mit dem Westfälischen Frieden (1648) an Frankreich fiel. Bei den Kriegen zwischen Frankreich und den Habsburgern hatte besonders diese Gegend schwer unter den Truppenaushebungen und -bewegungen zu leiden. Im Zusammenhang mit diesen Kriegen sind vom 17. bis zum 18. Jahrhundert im Schwarzwald zwischen dem Hochrhein und Freudenstadt Verteidigungsanlagen errichtet worden. Sie dienten zur Überwachung der Straßen und sollten ein Vordringen der Franzosen in das Neckarland verhindern. Diese Erdwerke belegen den Stand der Militärtechnik jener Zeit, lassen aber auch indirekt den Verlauf ehemaliger Straßen erkennen. Der Standort dieser Anlagen ist zwar im Groben bekannt, eine exakte Kartierung dieser historisch bedeutsamen Denkmale ist jedoch nun Aufgabe der Inventarisierung.

Andreas Haasis-Berner / Johannes Lauber / Ute Seidel

Murg (Kr. Waldshut): „Rothausschanze“

Die Schanze beim Roten Haus westlich von Murg ist der Beginn einer Verteidigungslinie, die sich vom Hochrhein bis in den Nordschwarzwald erstreckt. Hier in Murg befindet sich eine 200 m breite Engstelle zwischen Rhein und Grundgebirge. Dieser strategische Punkt, an dem die rechtsrheinische Ost-West-Verbindung von Basel nach Konstanz (heute B34) vorbeiführt, wurde durch ein System von Erdwällen, Gräben und Redouten gesichert.

Die Ursprünge der Anlage dürften bereits in die Zeit des 30-jährigen Krieges zurückgehen, da im Umfeld des Roten Hauses von Kämpfen zwischen

kaiserlichen und schwedischen Truppen berichtet wird.

Über den Ausbauzustand der Rothausschanze Ende des 17., Anfang des 18. Jahrhunderts liefern zwei Planskizzen wertvolle Aufschlüsse. Nach dem Plan von 1690/1700 (Abb. 1) verläuft vom Rheinufer ein zickzackförmiges Wall-Graben-System nach Norden. Auf der Hochterrasse südlich des Rheinsberges befindet sich eine polygonale Bastion (Hornwerk). Nördlich des in die Befestigung integrierten Rheinsberges liegt eine weitere Bastion mit seitlich vorspringenden Halbbastionen und einer Redoute auf dem Hundsbirg. Die perspektivische Ansicht (Abb. 2) zeigt die Rothausschanze von Süden nach Norden in ihrem Ausbauzustand von 1706. Neben der Rothausschanze ist darin auch der weitere Verlauf der Linie Richtung Westen zum Eggberg hin verzeichnet.

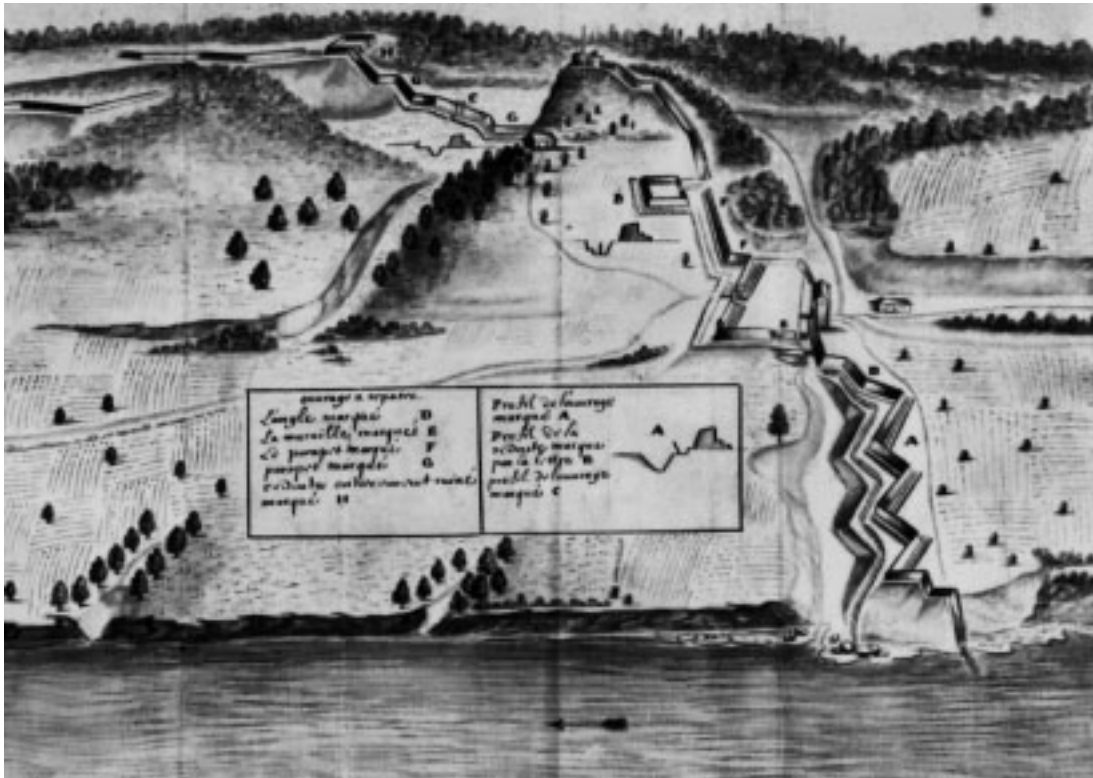
Während in beiden Plänen die Schanzanlagen nahezu identisch sind, weichen sie in dem Bereich der unmittelbar südlich des Rheinsberges gelegenen Hochterrasse entscheidend voneinander ab. In Abb. 1 ist an dieser Stelle ein polygonales Hornwerk zu erkennen, hingegen ist in Abb. 2 eine rechteckige Redoute (B) verzeichnet.

Durch die im Jahr 2007 im Zusammenhang mit dem Neubau der A98 unternommenen archäologischen und geophysikalischen Untersuchungen bot sich die Gelegenheit, Aussehen und Verlauf der Schanze in diesem Bereich zu klären. Es gelang der Nachweis, dass die Anlage südlich des Rheinsberges nicht als Hornwerk, sondern als eine na-

1 Plan der Rothausschanze bei Murg von 1690/1700.



2 Plan der Rothaus-
schanze bei Murg von
1706.

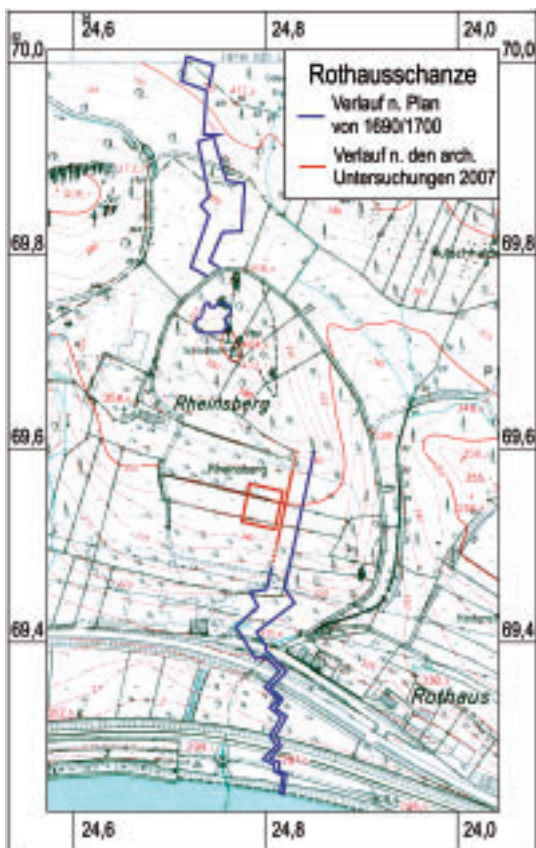
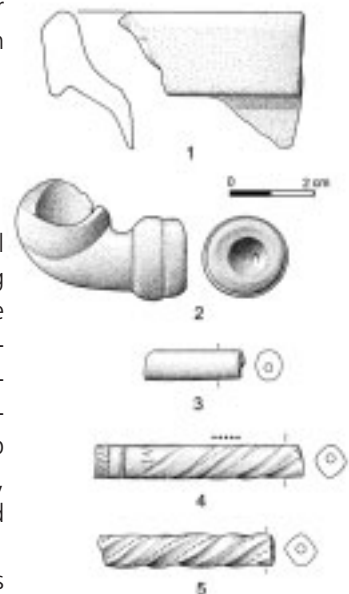


hezu quadratische Redoute ausgebaut wurde (Abb. 4).

Bei der Ausgrabung zeigte sich, dass der Redoute ein 8,3 m breiter und mindestens 3,6 m tiefer Graben vorgelagert war. Die eigentliche Befestigungsmauer wurde an die innenliegenden Flanken des Grabens als Trockenmauer gesetzt. Die seitlichen Schalen bestehen aus großen grob zubehauenen

Gneisblöcken, während der Kern der Mauer mit kleineren Bruchsteinen locker aufgefüllt wurde. Die Mauer hatte im unteren Bereich eine Breite von ca. 2,0 m und im oberen Bereich von 1,65 m. Die lichte Weite der Redoute betrug 40 m x 36 m. Von den wenigen Funden, die bei der Ausgrabung zutage kamen, sind ein Randfragment einer glasierten Schüssel und vier unglasierte Pfeifenfragmente zu erwähnen. Sie fanden sich in der Baugrube der östlich der Redoute liegenden Nord-Süd-Mauer und können in das 17. Jahrhundert datiert werden (Abb. 3).

3 Funde aus der Grabung von 2007. 1: Rand einer Schüssel; 2: Kopf einer Tonpfeife; 3–5: Stiele von Tonpfeifen.



Böllener Eck bei Neuenweg (Kleines Wiesental)

Die Passstraße, die vom Münstertal ins Wiesental über das „Böllener Eck“ östlich von Neuenweg führt, wurde durch eine Sternschanze und eine quadratische Redoute gesichert (Abb. 5). Sie gehören zu einem Befestigungssystem, das Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (der „Türkenlouis“) im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1689–97) ab dem Winter 1695/96 anlegen ließ, um alle Pässe, Übergänge und Straßen über den Schwarzwald vom Hochrhein bis nach Neuenburg zu sichern. Das Befestigungssystem beginnt in Murg-Rothaus und fällt im weiteren Verlauf mit dem „Landhag“, einer bestehenden spätmittelalterlichen Befestigungslinie am Westrand des Hotzenwaldes, zusammen. Im Abschnitt von Bad Säckingen bis zum Feldberg teilt sich das System bei der Schanze von Gersbach-Mettlen in eine ältere „Hintere Linie“ der 1680er- und frühen 1690er-Jahre und eine

4 Umzeichnung der Rothauschanze bei Murg mit der 2007 archäologisch nachgewiesenen Redoute.

5 Original erhaltene fünfzackige Schanze und quadratische Redoute am „Böllener Eck“ bei Neuenweg. Sie gehörten zur „Vorderen Linie“, ein Verteidigungssystem, das der „Türkenlouis“ in den späteren 1690er-Jahren während des Pfälzischen Erbfolgekriegs anlegen ließ.



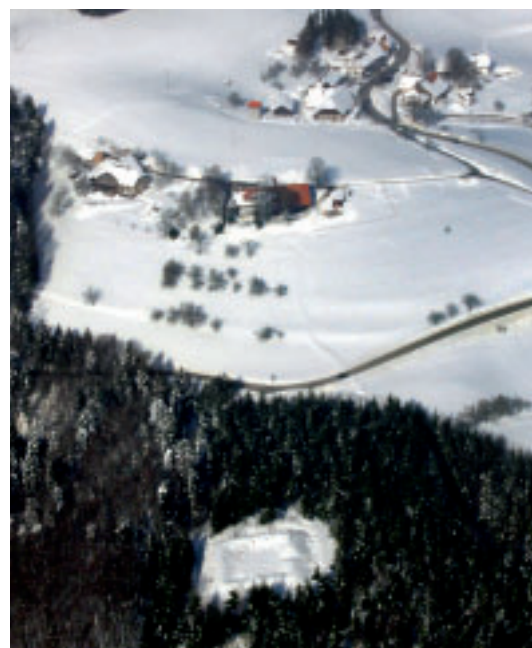
jüngere „Vordere Linie“, die westlich davon am Westrand des Wiesentals entlang ebenfalls bis zum Feldberg läuft.

Redoute und Schanze auf dem „Böllener Eck“ gehören zur „Vorderen Linie“. Beide sind original erhalten. Die Schanze hat die Form eines fünfzackigen Sterns und besitzt einen Durchmesser von etwa 30 m. Die Gräben sind heute noch 2 bis 3 m tief. Die quadratische Redoute auf der gegenüberliegenden Talflanke ist ebenfalls in gutem Zustand, auch wenn die Gräben etwas flacher sind. Sie besitzt eine Seitenlänge von rund 20 m. Im Wiesengelände zwischen beiden Anlagen zeichnet sich eine Schanzlinie ab. Diese bestand ursprünglich aus einem Graben und einem östlich davon aufgeworfenen Wall. Da die Verschanzung trichterförmig auf die Passstraße zuführt, befand sich dort möglicherweise eine weitere Befestigung. Die Schanzlinie setzt sich auch südlich der quadratischen Redoute fort, während sie nördlich der Sternschanze aufgrund der Bewaldung nicht verfolgt werden kann. Angemerkt sei noch, dass sich an der Ostseite der Kirche von Neuenweg das Epitaph des Johann Marckloffsky von Zabrak befindet. Er war der Kommandant der Schanzen und starb 1691.

Die AG Minifossi in Schopfheim

Wichtige Grundlagen zur Erforschung der mittelalterlichen Landwehren und barocken Schanzen im Südschwarzwald, speziell im Wiesental, bilden die Arbeiten der AG Minifossi an der Friedrich-Ebert-Schule in Schopfheim unter der Leitung von Werner Störk (s. Beitrag Irene Plein, Nachrichtenblatt 4/2009, 208 ff). Vor Aufnahme ihrer Arbeiten im Mai 2002 waren aus der Literatur sechs bis

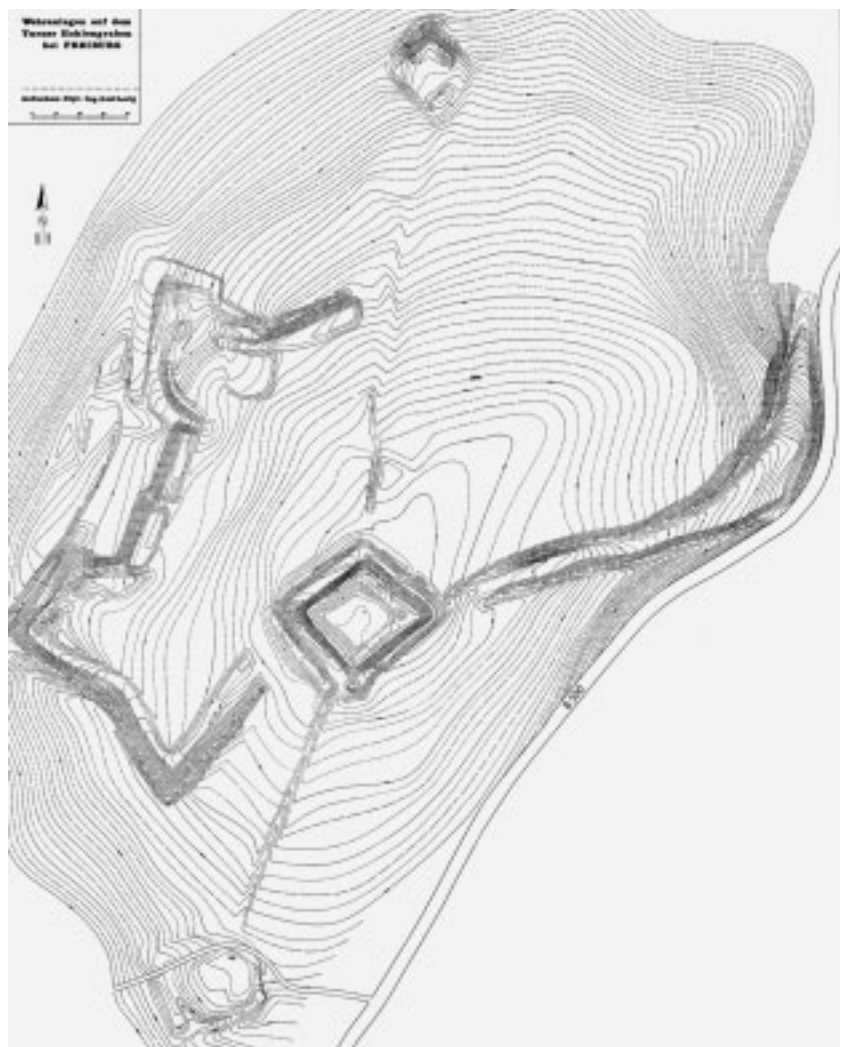
acht Schanzanlagen zu erschließen. Heute sind über 100 Anlagen bekannt. Die Erfassung und Dokumentation stützt sich auf die Auswertung historischer Karten, Geländebegehungen, Luftbilder und digitale Einmessungen. Die Ergebnisse der Minifossi fließen regelmäßig in die Ortsakten der Denkmalpflege ein. Darüber hinaus setzt sich die AG Minifossi für den Erhalt bedrohter Schanzanlagen ein. Teil dieser Aktivitäten ist der Nachbau der historischen Schanze von Gersbach-Mettlen in Originalgröße (Abb. 6). Diese Schanze stellt den Punkt dar, an dem sich die „Vordere“ und die „Hintere Linie“ des Befestigungssystems des „Türkenlouis“ trennte. Ihre Eröffnung wurde am 21. Mai 2008 gefeiert. Sie kann im Zuge einer Wanderung von Todtmoos-Au nach Wehr besichtigt werden.



6 Schanze von Gersbach-Mettlen. An dieser Schanze nahe Todtmoos-Au teilte sich das Verteidigungssystem der 1690er-Jahre in eine jüngere „Vordere“ und eine ältere „Hintere Linie“.

Zwischen Höllental und Tal der Wilden Gutach

Eine sehr wichtige Straße über den Schwarzwald zur Baar verlief von Freiburg aus durch das Dreisamtal. Die Höllentalstraße, durch die heute die B31 geführt wird, hatte früher nur eine geringe Bedeutung. Eine Variante der Straßenführung war und ist die über das Wagensteigtal bzw. den Spirzen bei Kirchzarten. Diese Verbindung kann von der Höhe nördlich von Breitenau sehr gut eingesehen werden. Diese Höhe wurde im späten 17. Jahrhundert mit einem kombinierten System aus Redouten und linearen Wall-Graben-Anlagen mit vorspringenden Bastionen versehen (Abb. 7). Es beginnt im Süden, oberhalb des Höllentales mit der Schanze auf dem Haldenbuck und geht weiter über die Schanze auf dem Hohwart (1120 m ü. NN). Beide liegen auf markanten Anhöhen und sind nicht mit einer Wall-Graben-Anlage verbunden. Zwischen der Schanze auf dem Hohwart und der „Ringelschanze“ befand sich das Schanzenhäusle. Es scheint ein Gebäude ohne weitere Umwallung gewesen zu sein. Erst ab der „Ringelschanze“ sind lineare Strukturen vorhanden, die sich über die Roßbergschanze hinaus fortsetzen. Hier weist die Wall-Graben-Anlage drei dreieckige Bastionen auf. Nach einer kleinen Unterbrechung folgt im Osten die Schanze im „Mucklewald“. Auch hier erkennt man eine lineare Planung unter Berücksichtigung der Topografie, die jedoch nicht komplett realisiert wurde. Diese Anlagen sind am Ende des 17. Jahrhunderts errichtet worden, hatten jedoch zu Anfang des 18. Jahrhunderts ihre militärische Bedeutung weitgehend eingebüßt. Im Jahre 1690 sind Kämpfe bei Breitenau erwähnt. Die Linie bei Breitenau findet im Norden in der größten Anlage, dem „Hohle Graben“, ihren Abschluss (Abb. 8). Sie befindet sich auf einer markanten Erhebung mit einem Blick nach Westen in Richtung St. Märgen und St. Peter, nach Süden in Richtung Breitenau und nach Osten in Richtung Waldau und Jostal. Diese Stelle ist die von der Topografie vorgegebene Passstelle, über die seit der Vorgeschichte eine Überquerung des Schwarzwaldes von Ost nach West erfolgte. Der Name „Hohle Graben“ verweist auf einen Hohlweg, der heute westlich der Anlage noch erhalten ist. Die Schanzanlage weist offensichtlich zwei Bauphasen auf. In einer ersten Phase wurde die Straße durch eine Wall-Graben-Anlage aus drei Redouten und dazwischenliegenden Wall-Graben gesperrt. In einer zweiten Phase wurde eine größere, sternförmige Anlage mit nach Westen und Süden vorspringenden Bastionen errichtet. Die historischen Nachrichten zu dieser Befestigung beginnen im Jahre 1638, verweisen aber auf ein höheres Alter der Anlage. 1679 lagerten hier 4000



7 Der Abschnitt zwischen Höllental und dem Tal der Wilden Gutach wurde bei Breitenau mit einer durchgehenden Wall-Graben-Anlage geschützt. Auf den markanten Höhen befinden sich quadratische Schanzen, in denen Blockhäuser standen.

8 Von der mehrphasigen Befestigungsanlage auf dem „Hohle Graben“ bei St. Märgen konnte eine der wichtigsten Verbindungen zwischen dem Breisgau und der Baar kontrolliert werden. Hier waren im Kriegsfall bis zu 4000 Soldaten stationiert.

Glossar

Hohlweg

Weg, der durch jahrhundertelange Begehung – durch Vieh und Befahrung mit Wägen – ins Gelände eingetieft ist, besonders auf weichem Untergrund wie Löss oder Buntsandstein anzutreffen.

Hornwerk

Deckungswerk vor dem Hauptwerk, bestehend aus zwei Halbbastionen mit verbindender Kurtine und äußeren, nach rückwärts zum Hauptwerk laufenden Verbindungsmauern.

Landwehr

Grenzmarkierung- oder Grenzsicherungssystem, in der Regel bestehend aus einem oder mehreren Gehölzstreifen, Erdwall oder -wällen, einem Pfad für die Patrouille, Gräben vor, zwischen oder hinter den Gräben sowie Türmen, Schanzen und Schlagbäumen.

Letze

Alamannischer Begriff für eine einfache Befestigungsanlage, in der Regel aus Erde, Steinen und/oder Holzstämmen.

Redoute

Außenwerk (Schreck-Schanze), kleine viereckige Verschanzung mit Graben und Palisade.

Schanze

Eine im Wesentlichen aus Erdaufwurf bestehende Verteidigungsanlage, alleinstehend oder in Verbindung mit anderen Befestigungselementen, einer Stadt, einer Festung oder im Feld.

Sternschanze

Nach dem Grundriss unterscheidet man offene und geschlossene Schanzen, unter den Letzteren Sternschanzen, bei denen aus- und einspringende Winkel abwechseln, sowie ->Redouten.

Mann. Welche Belastungen dies für die umliegenden Bauern bedeutet, kann man sich vorstellen. In den folgenden Jahren gab es immer wieder heftige Gefechte um die Befestigung. 1734 erfahren wir von letzten Baumaßnahmen durch Schanzleute, Maurer und Zimmerleute. Die nahezu 200 Jahre andauernde, militärische Bedeutung endete mit einem Gefecht im Jahre 1796.

Noch weiter im Norden befindet sich die isolierte Sternschanze „Schwabenstutz“, mit der ebenfalls die Straße ins Urachtal geschützt wurde.

Von hier nach Norden hin gibt es dann nur noch vereinzelte Anlagen, wie bei Gütenbach oder auf dem Rohrhardsberg. Eine durchgehende lineare Befestigung setzt erst wieder zwischen Oberprechtal und Hornberg ein.

Zwischen Elz- und Kinzigtal

Eine weitere wichtige Straße über den Schwarzwald führte durch das Kinzigtal. Aus diesem Grund überrascht es nicht, hier zahlreiche Schanzanlagen anzutreffen. Es gibt Anlagen nahe der Kinzig, wie zum Beispiel bei Gengenbach oder bei Haslach. Aber auch die Nebenstraßen wurden gesichert. Eine dieser Nebenstraßen verlässt bei Oberprechtal das Elztal und führt über die Höhe Landwassereck in das Gutachtal unterhalb von Hornberg. Offensichtlich gab es vom Oberlauf der Elz weitere Wege, über die die wichtige Festung Hornberg erreicht werden konnte.

Auf der Wasserscheide zwischen Elz und Gutach entstand ein kombiniertes System aus einer linearen Wall-Graben-Anlage und Redouten. Mit diesem System sollte eine Überquerung in Richtung Hornberg verhindert werden.

Die Linie beginnt im Süden mit einer Redoute westlich des Rensberges (Schneckenlochschanze). Nach Norden scheint es nicht zur Anlage eines Wallgrabens gekommen zu sein. Erst auf der Rehhalde gibt es zwei Redouten. Die eine Linie setzt sich über den Schnallenkopf (Redoute) und Ziegelkopf (Redoute) nach Osten bis Hornberg fort. Die andere Linie führt nach Nordwesten über den Horniskopf (Hirschlachschanze) und den Höchst (Redoute, Wall-Graben-Anlage als Straßensperre) zum Scheibeneck (Redoute). Mit dieser Nebenlinie – die über größere Strecken von einer Wall-Graben-Anlage gebildet wird – wurde der Weg von Oberprechtal nach Gutach (heute L107) gesperrt. Diese Linie wurde Ende des 17. Jahrhunderts errichtet.

Ausblick

Es waren die lokalen Herrschaften, unter anderem der Markgraf von Baden, die vom Kaiser den Auftrag zur Befestigung der Schwarzwaldhöhen erhalten hatten. Errichtet wurden sie durch die zum

Dienst gezwungenen Anwohner. Sie waren zwar auch die durch marodierende Soldaten am stärksten bedrohten Personen – in der Zeit um 1700 ist mancherorts mit einem Bevölkerungsschwund von 50 Prozent zu rechnen. Dennoch fehlte es meist am Willen und an den Mitteln, die Planungen vollständig umzusetzen. Diese organisatorischen Mängel zeigen sich zuweilen an den Verbindungslinien.

Die Linien und Schanzen im Schwarzwald stellen eine wichtige Denkmalgruppe dar, die im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen zwischen Deutschem Reich und dem im 17. Jahrhundert auf dem Höhepunkt absolutistischer Machtentfaltung befindlichen Königreich Frankreich entstanden sind. Sie liegen heute zum überwiegenden Teil im Wald. Ihre Erfassung wird durch die systematische Auswertung der Laser-Scan-Daten deutlich erleichtert und verbessert. Dadurch können Lage und Ausdehnung der Schanzanlagen vielfach vom Schreibtisch aus erkannt werden. Die Durchführung der gegebenenfalls notwendigen – aber zeitaufwendigen – Geländebegehungen wird dadurch deutlich optimiert.

Die Schanzen bilden heute eine gut erhaltene Denkmalgruppe. Sie sind auch in lokale und überregionale Wanderwege einbezogen, stehen in engem Zusammenhang mit den Straßen und bilden somit zusammen mit den Altwegen eine Gesamtheit. Ihre isolierte Lage und die Verwendung von Holz und Erde zu ihrer Erbauung hat sie bislang vor größeren Zerstörungen bewahrt. Dennoch werden bei Forstarbeiten immer wieder Eingriffe in die Substanz beobachtet, die es zu verhindern gilt.

Literatur

Johannes Lauber: Von Römergräbern und frühneuzeitlichen Schanzen in Murg, Kreis Waldshut, in: Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 2007 (2008), 239–247.

Martin Straßburger: Im Schatten von Sonne und Doppeladler. Die Verteidigung der Vorderen Reichskreise im 17. und 18. Jahrhundert, in: Alamannisches Jahrbuch 2005/2006, 47–161.

Wilhelm Winterer: Die Entstehung und Verwertung der Schanzen und Linien auf dem südlichen Schwarzwald, unter besonderer Berücksichtigung des Hohlen Grabens (1915).

Praktischer Hinweis

www.jugendheim-gersbach.de/Jugendheim-Gersbach-Schanzen.html

Dr. Andreas Haasis-Berner

Dr. Johannes Lauber

Dr. Ute Seidel

Regierungspräsidium Freiburg

Referat 26 – Denkmalpflege

Im Kampf gegen Last, Brand und Erdbeben Das Ravensburger Humpis-Quartier wird museumstauglich

Über das so genannte Humpis-Quartier in Ravensburg wurde schon mehrfach berichtet, zuletzt in einem Beitrag über die Rettung einer Bohlenstube aus der Zeit um 1435 (s. Nachrichtenblatt 3/2009). Beim Ausbau des aus sieben mittelalterlichen Häusern bestehenden Quartiers zu einem Museum mit modernem Verbindungsbau und glasüberdachtem Innenhof zum städtischen Museum gab es einige ebenso komplexe wie problematische Sonderthemen. Manche Lösung führte die historischen Konstruktionen buchstäblich an die Grenze ihrer denkmalpflegerischen „Belastbarkeit“. Am Beispiel der Balkendecke über dem Erdgeschoss in Marktstraße 45 wird die Auseinandersetzung mit Statik und Brandschutz geschildert, die in einer ungewöhnlichen „Feuerprobe“ für ein denkmalverträgliches Material gipfelte.

Volker Caesar / Herbert Eninger / Dörthe Jakobs

Museumstauglich?

Nach historischer Nutzung als Handelshaus und Sitz der Familie Humpis, dann als Handwerker- und Wohnhaus sollte das alte Patrizierhaus Marktstraße 45 zur Einweihung im Juli 2009 (Abb. 1) „museumstauglich“ gemacht werden. Mit einer solchen Nutzung verbinden sich unausweichlich Vorgaben für erhöhte Verkehrslasten und für den Brandschutz. Gerade dann, wenn ein Kulturdenkmal einer öffentlichen Nutzung zugeführt werden soll, sind unter dem Aspekt der Verkehrssicherheit die Spielräume für wünschenswerte Kompromisse stark eingeschränkt. Statik, Prüfstatik und Baurecht legen mit ihren normierten Berechnungen die Messlatte für den denkmalgeschützten Bestand dann oftmals sehr hoch, denn im schlimmsten Fall werden hohe Lasten, Brand und Erdbeben ja gleichzeitig über das Denkmal hereinbrechen. Konservatoren und Architekten müssen daher befürchten, ihre Schutzbefohlenen könnten die Lasten im wahrsten Sinne des Wortes nicht tragen, ohne selbst Schaden zu nehmen: einerseits durch erhebliche bauliche Eingriffe in historische Substanz und Konstruktion, andererseits durch moderne Materialien und Kunststoffe, deren Reversibilität fraglich ist.

Es würde zu weit führen, die zahlreichen Verästelungen der kontrovers geführten Diskussionen darzustellen. Die Verfasser möchten vielmehr zeigen, welche zu Anfang ungeahnten Planungsfolgen auftauchen können, wenn einer Umnutzung – immer in bester Absicht für den Bestand – erst

einmal zugestimmt wurde. Freilich: Was zum Schluss zählt, ist nur das fertige, konservierte, restaurierte Ergebnis. Die Zweifel auf dem Weg dorthin sind bald vergessen.

Ein Himmel voller Balken

Sobald man die Erdgeschosshalle von Marktstraße 45, die heutige Eingangshalle des Museums, betritt, geht der Blick unweigerlich hinauf zum kräftigen, mittelalterlichen Deckengebälk (Abb. 2). Auch der Laie spürt sofort, dass hier mit Holz nicht gespart worden ist. Dicht hintereinander gereiht überspannen die Deckenbalken aus Nadelholz den rund 6,50 m breiten Raum. Die Balkenzwischen-



1 Blick in den Hof während der Eröffnungsfeier des Museums am 3. Juli 2009.

2 Ein Himmel voller Balken, die Eingangshalle des Museums Humpis-Quartier in der Marktstraße 45.



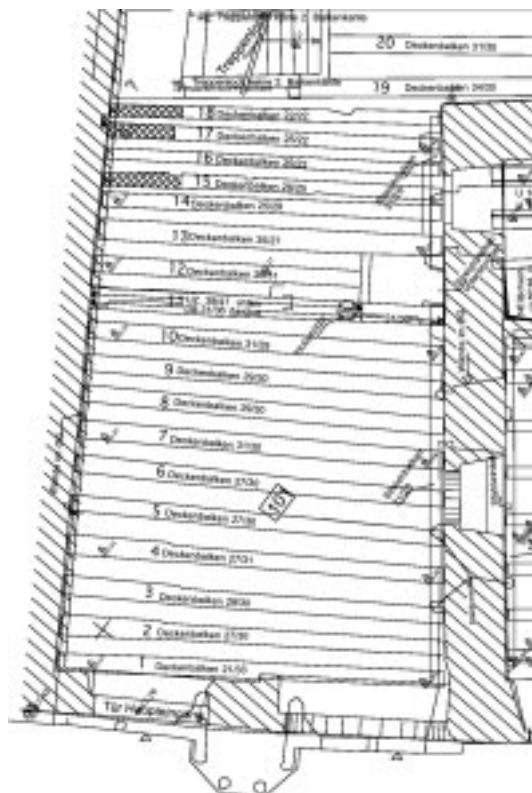
räume scheinen zum Teil kleiner dimensioniert als die Balkenquerschnitte mit Abmessungen von annähernd 30 cm x 30 cm (Abb. 3). In der Westwand stecken die Balken im Mauerwerk, auf der Ostseite liegen sie auf wandparallelen Streichbalken, die von roh behauenen Steinkonsolen getragen werden. Diese innere Tragstruktur gehört zum Umbau von 1435, bei dem die hochmittelalterlichen Umfassungswände des Vorgängerbaus erhalten blieben. Die Konsolsteine des damals neuen Deckentragwerks wurden in die älteren Wackenmauern eingesetzt. Besonders anschaulich vermittelt das System von Balken, Streichbalken und Konsolsteinen, wie die Lasten aus der Decke in die massiven Wände geleitet werden (Abb. 4). Die solide handwerkliche Ausführung und die Abmessungen der

spätgotischen Balkenlage ließen aus denkmalpflegerischer Sicht keinerlei Zweifel an ihrer statischen Zuverlässigkeit aufkommen. Nach bald 600 Jahren zeigten sich weder Brüche noch verdächtige Durchbiegungen, und die Einbindung der Konsolen in das Mauerwerk der Wände war ohne Risse. Selbst die im 18. und 19. Jahrhundert hinzugekommenen Lasten aus den neu errichteten Zwischenwänden im ersten Obergeschoss hatten der Konstruktion offenbar nicht geschadet.

Neue Nutzung, hohe Last

Ein neues Museum muss heute selbstverständlich über moderne brandschutztechnische Anlagen mit Rauchmeldesystemen, Brandmeldezentrale und direkter Aufsaltung zur Feuerwehr verfügen. Die Balken der Erdgeschossdecken von Marktstraße 45 sollten darüber hinaus die Feuerwiderstandsklasse F60 erfüllen, d.h. bei einem Brand mindestens für 60 Minuten ihre Tragfunktion bewahren, um Rettungs- und Löschmaßnahmen durchführen zu können. Oberstes denkmalpflegerisches Ziel war, das gesamte Deckengefüge weder von unten noch von oben großflächig zu öffnen oder gar auszukernern. Aus Sondagen ließ sich der Deckenaufbau ermitteln: Auf dem sichtbaren Gebälk liegen 30 mm starke Dielen, beide mit bauzeitlicher Farbfassung (Abb. 5); darüber folgt ein etwa 24 cm dicker Lehmschlag, der in der großen Bohlenstube über der Eingangshalle noch den bauzeitlichen Breitielenboden auf Lagerhölzern trägt und gleichfalls nicht angetastet werden durfte.

Wie konnte da eine museumstaugliche Deckenkonstruktion aussehen? Der schwergewichtige Lehmschlag erwies sich als Vorteil für den Brandschutz, denn sein Feuerwiderstand wurde mit F90 deutlich höher eingestuft als gefordert. Auch die Balkenlage genügte mit ihren Querschnitten und Balkenabständen der Anforderung F60 (Abb. 6).



3 Ausschnitt aus dem Grundriss des Erdgeschosses mit der vermaßten Deckenbalkenlage.



Die nicht nur in historischem Holzgebälk selbstverständlichen Schwund- und Trocknungsrisse entpuppten sich hingegen als Problem für die Prüfstatik. Darauf ist noch einzugehen.

Für die Museumsnutzung sollte die Decke über der Erdgeschosshalle außer ihrem Eigengewicht eine Verkehrslast von 5,0 kN/m² aufnehmen. Bildlich und vereinfacht ausgedrückt müssten fünf Personen mit einem Körpergewicht von jeweils 100 Kilogramm dicht nebeneinander auf jeweils einem Quadratmeter Fußboden im Obergeschosses Platz finden, um die genannte Verkehrslast zu erreichen. Demnach dürfte die 47 m² große Stube theoretisch mit 235 gewichtigen Museumsbesuchern angefüllt werden, was die Museumsleitung jedoch schon zum Schutz der Ausstattung und Exponate zu verhindern weiß. Es zeigte sich, dass diese Belastung für die Balkenlage selbst kein Problem war. Als Schwachpunkte erwiesen sich letztlich die Auflager: Steinkonsolen und Streichbalken.

Vorbehalte gegen die historischen Steinkonsolen

Die als Auflager dienenden Konsolen sind im Abstand von 1,00 m bis 1,40 m in die Wände gesetzt. Über dem spätmittelalterlichen Türgewände, das in den älteren Ostteil des Hauses führt, beträgt der Abstand hingegen 2,50 m. Es war daher naheliegend, dass – augenscheinlich nur dort – eine Unterstützung fehlte. Die statische Bewertung hielt jedoch weitere negative Überraschungen bereit. Die Streichbalken sind mit einem Querschnitt von 21 cm x 20 cm deutlich schwächer dimensioniert als die Deckenbalken und verlieren folglich bei Brandeinwirkung früher ihre wirksame Tragfähigkeit. Durch eine Brandschutzummantelung könnte man dem vorbeugen. Ungeachtet dessen erwiesen sich jedoch die Konsolenabstände insgesamt als zu weit, um die neue hohe Verkehrslast aufzunehmen.

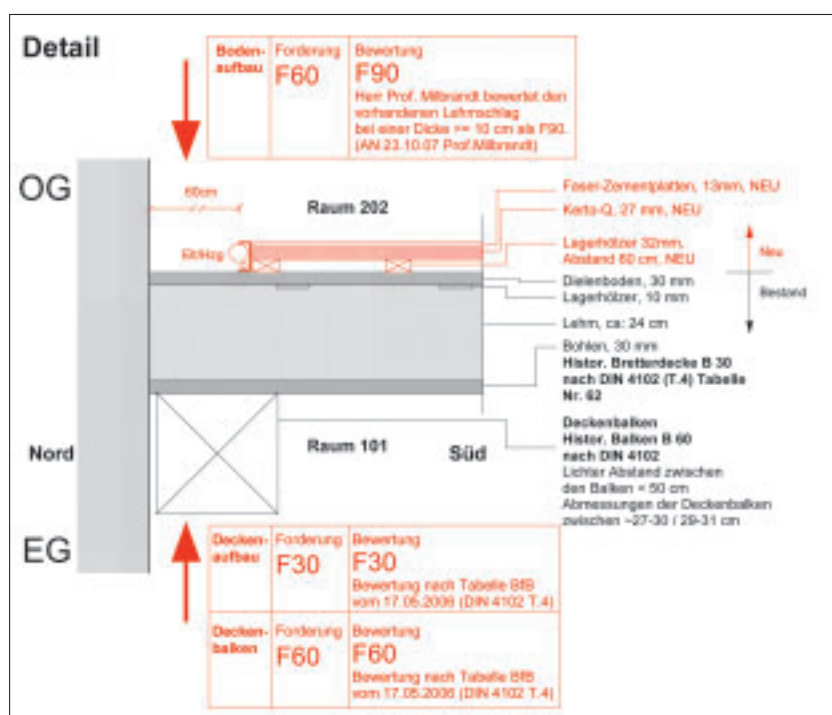


Und dann zuletzt – die schmerzliche Erkenntnis: Während Denkmalpfleger und Architekt den altersbewährten Steinkonsolen volles Vertrauen entgegenbrachten, erschütterte die Statik dies durch ein Rechenmodell (so genannte Finite-Element-Berechnung) und leitete aus dem Ergebnis ab, dass die Konsolen zukünftig höchstens die Hälfte des Eigengewichts tragen dürften, das sie früher zu tragen hatten. Eine herbe Enttäuschung, der man nur dadurch gegensteuern könnte, indem die tatsächliche Tragfähigkeit bei einem Belastungsversuch an mindestens drei Konsolen geprüft würde. Sie müssten dazu mittels technischer Apparatur ihrer zukünftigen – rechnerischen – Last zuzüglich eines Sicherheitszuschlags ausgesetzt werden. Der enorme Versuchsaufwand und das nicht abschätzbare Risiko, die Steinquerschnitte könnten dabei ohne Vorankündigung brechen, führten zum Verzicht auf diesen Versuch.

4 Das Tragsystem von Deckenbalken, Streichbalken und Konsolsteinen, an der Ostwand der Eingangshalle mit eingefügten Stahlkonsolen.

5 Deckenbalken und Dielenlage in der Eingangshalle von Marktstraße 45, deutlich erkennbar die historische Farbfassung mit Grau abgesetzten Begleitstrichen.

6 Deckenaufbau der Eingangshalle von Marktstraße 45 mit Bestandsbewertung und Anforderungen von Statik und Brandschutz.





7 Maschinenaufbau während der Herstellung der Kernbohrung für eine Stahlkonsole in der Ostwand der Eingangshalle von Marktstraße 45.

8 Neue Stahlkonsole neben zwei mittelalterlichen Steinkonsolen in der Ostwand der Eingangshalle von Marktstraße 45.

Es war nur ein geringer Trost, dass die Deckenlast gleichmäßig auf historische und neue Konsolen verteilt werden konnte – ein alternatives System aus einzelnen Stützen unter den Streichbalken kam wegen der problematischen Gründung und technischer Schwierigkeiten nicht in Betracht. Der nicht auszuräumende Vorbehalt gegen die alten Steinkonsolen schmälerte jedoch die Chance, die neuen möglichst klein zu bemessen. Zur tiefen Verankerung der neuen Stahlkonsolen im Wackemauerwerk mussten Kernbohrungen hergestellt und Auflager ausgegossen werden (Abb. 7). Angesichts dieser heftigen Eingriffe in die mittelalterliche Substanz und der damit verbundenen „Risiken und Nebenwirkungen“ und nicht zuletzt wegen der gestalterischen Folgen wurde bis zuletzt und mit Recht um jeden einzusparenden Zentimeter gerungen. Wer je während der Bauzeit das Bohren samt Geräusch und Staubentwicklung (mit Rücksicht auf die historischen Putze musste trocken gebohrt werden!) in direkter Nachbarschaft zu spätgotischem Gebälk und Putz erlebt hat, ist heute noch erstaunt, dass die erlittenen Verluste an den Oberflächen überschaubar geblieben sind (Abb. 8).

Schwundrisse im Gebälk – Spuren des Alters oder statischer Mangel?

Hölzerne Tragwerke erzählen mit ihren historischen Oberflächen gerne von der jeweiligen Bau- und Hausgeschichte: Beil- und Sägespuren berichten von der Herstellung, Ausnehmungen oder Abnutzung verraten früheren Gebrauch, Risse erzählen vom Altern. Von diesen bejahrten Oberflächen kann beim Betrachten und „Begreifen“ eine große Faszination ausgehen, ganz im Gegensatz zu den gebändigten Oberflächen moderner Holzwerkstoffe oder Leimhölzer. Bei zahlreichen Restaurie-

rungen der Vergangenheit stellten diese „Altersfalten“ für Statik und Brandschutz keinerlei Problem dar und wurden als Wesensmerkmale historischer Prägung respektiert.

Man durfte annehmen, mit den oben geschilderten Maßnahmen seien die Brandschutzvoraussetzungen auch im Humpis-Quartier erfüllt. In der Eingangshalle von Marktstraße 45 sah sich die Denkmalpflege jedoch unerwartet mit der Aussage konfrontiert, alle Schwund- und Trockenrisse mit einer Breite von mehr als 8 mm in den tragenden Hölzern zur Herstellung der geforderten Feuerwiderstandsdauer von 30 bis 60 Minuten durch Ausspänen mit Holz zu schließen. Diese grundsätzliche Anforderung resultierte aus der Überlegung, dass Balken mit Rissen ab 2 mm Breite im Brandfall 10 bis 15 Prozent ihrer Tragfähigkeit einbüßen. Über einen Dorn mit 8 mm Durchmesser war zu prüfen, ab welcher Tiefe die Rissweite kleiner als 8 mm sei. Bis zu dieser Tiefe sollte der Holzspan hergestellt werden, wobei dessen Mindestdiefe 30 mm betragen sollte. Eine weitere Anforderung bestand darin, eine Seitenfläche des Spans an eine Rissflanke anzuleimen, um das Herausfallen im Brandfall zu verhindern.

Das bündige Ausspänen der jahrhundertealten Risse war für die Denkmalpflege, unabhängig vom enormen Aufwand, auch eine ästhetische Beeinträchtigung des Erscheinungsbildes. Dabei galt es zu bedenken, dass jeder Umgang mit den Neueinfügungen unbefriedigend bleiben musste. Unbehandelte Ausspänkungen im Kontext der gealterten Oberflächen mit Fassungen würden sich zwar als neue Hinzufügungen dokumentieren, jedoch unweigerlich den Blick primär auf sich lenken. Ein Retuschieren der Ausspänkungen würde dem ästhetischen Gesamtbild Rechnung tragen, jedoch ein fragwürdiges Altersbild vermitteln –

500 Jahre alte Balken nahezu ohne Falten, ohne Schwundrisse, ohne Altersspuren?

Da der Prüfstatiker nicht von der Forderung der Rissverschließung abzubringen war, musste nach einer denkmalverträglicheren Lösung gesucht werden. Das Material und die Art der Befestigung/ Einbringung sollten vor allem reversibel sein und die Möglichkeit bieten, unter Niveau verarbeitet zu werden, um die Risse auch weiterhin optisch erfahrbar zu belassen.

Materialien zur Rissverschließung

Alternativ zur Ausspänung der Risse favorisierten Statiker, Baurechtsamt und Prüfstatiker das Verfugen der Risse mit einem geprüften Brandschutzkitt. Konkret vorgeschlagen wurde Promaseal Mastic Brandschutzkitt, der unter anderem im Neubau als Fugenkitt zwischen Massivbauteilen angewendet wird. Dabei handelt es sich um eine Einkomponenten-Dichtungsmasse, die im Brandfall einen wärmedämmenden Schaum bildet und Fugen, Spalten und Öffnungen durch den sich bildenden Schaum ausfüllt. Der Kitt wird mit einer Kartusche injiziert und kann abschließend mit behandschuhtem Finger geglättet werden. Tiefe Fugen werden vorher mit Steinwolle ausgestopft. Der Brandschutzkitt haftet zwar gut an den Flanken der Schwundrisse der historischen Balken, ist aber nur noch mechanisch, mit hohem Aufwand und nicht rückstandslos wieder zu entfernen. Kommt es bei Brand zur Erhitzung, breitet sich das aufschäumende Material auch auf die benachbarten Holzoberflächen aus. Bisher ist auch nicht geprüft, wie sich ein Anstrich, zum Beispiel eine Retusche, auf das Brandverhalten des Materials auswirkt oder wie es um sein Alterungsverhalten bestellt ist. Die bauaufsichtliche Zulassung fordert Alterungsprüfungen an Proben, die zwei, fünf und zehn Jahre ausgelagert wurden, zum Nachweis, dass die Eigenschaften des Baustoffes durch Alterung nicht beeinträchtigt werden. Bei wesentlichen Abweichungen kann die Zulassung widerrufen werden. Widerrufen und dann? Promaseal nach zehn Jahren wieder aus allen Rissen entfernen?

Gab es Alternativen zu diesem modernen Material und konnten die Vorgaben der Prüfstatik mit alternativen Baustoffen erfüllt werden? Ohne sich zunächst mit DIN-Normen auseinanderzusetzen, fiel der Blick der Denkmalpflege auf historische Materialien, die schon immer zum unkomplizierten Verschließen von Schwundrissen und größeren Verformungen im Holz verwendet worden sind: mineralische Baustoffe wie Gips, Kalkmörtel oder Lehm, der jedoch bei Brand zu stark schwindet. Nachdem auch die entsprechende DIN 4102 (T. 4) diese mineralischen Baustoffe als „nicht brennbar“ oder „schwer entflammbar“ klassifiziert (F30),

glaubte sich die Denkmalpflege bereits auf der sicheren Seite – weit gefehlt, wie sich im konkreten Fall herausstellte. Obwohl der favorisierte Gips selbst schwer entflammbar ist und somit den Ansprüchen des Brandschutzes in diesem Fall genügt, war noch nicht geprüft, ob er während der gesamten Branddauer von 30 bis 60 Minuten auch in den Rissen verbleiben und seine schützende Funktion erfüllen würde. Die besonders günstigen Eigenschaften von Gips (Alpha oder Beta Halbhydrat) bei hohen Temperaturen sind bekannt. Aufgrund allgemeiner Materialkenntnis war zu erwarten, dass die eingebrachten Gipsmassen als Ganzes stehen bleiben und nicht zerfallen würden und die Faserung der Schwundrisse des Holzes für eine ausreichende Verklammerung und Haftung auch im Brandfall sorgen müsste. Dieser Einschätzung stand die Prüfstatik kritisch gegenüber und forderte eine zusätzliche Armierung des mineralischen Baustoffes Gips in den Fugen. Hinzu kam, Theorie hin oder her, was auch immer sich Denkmalpfleger, Architekt und Restaurator neu erdachten, es fehlte ein zertifiziertes Prüfzeugnis für diesen fachlichen Ansatz. Erst ein Beflammungstest, so die Vorgabe des Prüfstatikers, würde hinreichend Aufschluss geben können über das Verhalten der Materialien im Brandfall. Also: eine Feuerprobe!

Herstellung von Prüfkörpern

Die Herstellung der Prüfkörper, die Beflammungstests und die Dokumentation des Tests erfolgten durch den Restaurator. Als Prüfkörper diente ein bereits ausgebaute bauzeitlicher Nadelholzbalken (Fichte) von ca. 110 cm Länge mit einem Querschnitt von ca. 16 cm × 13,5 cm aus dem Dachstuhl, der im Kampf um die Statik bereits seinem Wettbewerbsgegner, einem Stahlträger, unterlegen war. Für den Versuchsaufbau wurde längs des Balkens eine künstliche Fuge von 15 mm Breite



9 Vorbereitung des Prüfkörpers: Steinwolle in der Tiefe des Risses, verzinktes Drahtgitter als Armierung mit punktueller Fixierung durch V2A-Schrauben.



10 Fertiger Prüfkörper: im linken Teil Fuge gekittet mit Promaseal Mastic Brandschutzkitt, im rechten Teil je zur Hälfte mit zwei Gipstypen (Alpha- und Beta-Gips).



11 Prüfkörper nach 50-minütiger Beflammung von unten.

12 Prüfkörper nach 80 Minuten Beflammung, die Promaseal-Kittung links nicht mehr sichtbar, rechts die Gipskittungen als Block erkennbar, Abbrand vom Holz 30 mm.

13 Arbeitsprobe mit den verschiedenen Materialien in situ: links im Rissverlauf die graue Promaseal-Kittung, rechts daneben zwei unter Niveau liegende Gipskittungen, die jeweils im linken Teil retuschiert wurden.

und 50 bis 55 mm Tiefe herausgesägt. Drei Materialien wurden in den Test einbezogen: Ein Drittel des Balkens wurde ca. 25 bis 30 mm tief mit Steinwolle ausgestopft, darauf wurde Promaseal Mastic Brandschutzkitt mit der Kartusche ca. 5 bis 10 mm stark aufgebracht, nivelliert und ca. 5 mm unter Holzniveau glattgestrichen. Je ein weiteres Drittel des Balkens wurde mit Alpha-Gips und Beta-Gips in gleichem Aufbau gekittet: Ausstopfen der Fuge mit Steinwolle ca. 10 bis 15 mm tief, Einpassen eines verzinkten Drahtgitters mit quadratischem Geflecht zur Armierung sowie punktuelle Fixierung des Gitters mit einer VZA-Schraube (Anforderung Prüfstatik). Die Kittmassen wurden in das Armierungsgitter eingedrückt und an der Oberfläche ca. 5 mm unter Holzniveau zurückgearbeitet (Abb. 9, 10). Die Kittung sollte nach 30 Minuten Beflammung sowohl in der Unteransicht als auch an den Balkenseiten intakt bleiben und in den Balkenrissen verbleiben, so lautete zunächst die Vorgabe.

Da die mineralische Variante bisher jedoch keinen Prüfnachweis vorweisen konnte, wurden die Anforderungen an die „Feuerprobe“ zum Zeitpunkt des Tests nochmals verschärft: die Balkensubstanz

im Bereich der Kittungen sollte ohne Zeitlimit mindestens 30 mm abbrennen, ohne dass die Kittung herausfallen dürfe.

Wer besteht die Feuerprobe?

Bis auf die Denkmalpflege, die weder zur Feuerprobe noch zum anschließenden Grillen eingeladen war, konnten Vertreter aller beteiligten Büros den Testverlauf und das Ergebnis vor Ort auf dem Platz vor der Humpisstraße beobachten (Statiker, Prüfstatik, Baurechtsamt, Architekt, Restaurator u. a.). Der Abbrand des Holzes erfolgte durch von unten dauernd in Gang gehaltenes Holzfeuer, um die Beflammung konstant ablaufen zu lassen. Der Testbalken wurde horizontal über das brennende Feuer gelegt. An den äußeren Enden lag der Balken auf Stahlkonsolen. Der Abstand zum Brenngut betrug ca. 50 mm. Alle 10 Minuten wurde der Abbrand fotografisch dokumentiert (Abb. 11). Um die Vorgabe von 30 mm Abbrand zu erzielen, musste der Balken letztlich 80 Minuten (!) beflammt werden. Die Tiefe des Abbrandes wurde mit 70 mm langen, oberflächenbündig eingebrachten Schrauben kontrolliert (Abb. 12).

Das Produkt Promaseal reagierte wie beschrieben durch Expansion der Masse im oberflächennahen, direkt dem Feuer ausgesetzten Bereich. Nach Ablauf der Reaktion löste sich die Masse kräuselig auf und fiel nach unten. Die Gipskittungen zeigten sich nach Abbrand der Holzoberfläche als überstehender, partiell freiliegender, intakter Block und waren in ihrer Position stabil. Haarfeine Risse waren im rechten Winkel zur Fuge bis in eine Tiefe von ca. 30 bis 40 mm zu beobachten. Nach Herausnahme des Testbalkens aus dem Feuer und dessen Abkühlung waren keinerlei Abplatzungen oder andere Veränderungen an der Oberfläche zu erkennen.

Mit einiger Genugtuung bleibt festzuhalten: Die mineralischen Baustoffe haben das Anforderungsprofil mindestens ebenso erfüllen können wie der moderne Baustoff und sie blieben zudem



im Riss haften. Da sie aber gegenüber dem Kunststoff sowohl reversibel als auch alterungsbeständig sind, war ihrer Verwendung unbedingt der Vorzug zu geben. Auch dem Spagat zwischen ästhetischem Erscheinungsbild und historischem Bestand konnte Rechnung getragen werden. Alle Kittungen der Risse in Gips konnten unter Niveau ausgeführt und farblich retuschiert werden (Abb. 13). Optisch zeigt sich auf den ersten Blick weiterhin der alte Schwundriss, erst auf den zweiten Blick nimmt man in einer tiefer liegenden Ebene die Kittung wahr. Leider wurde bei der Versuchsreihe versäumt, ungeachtet der Vorgaben einen weiteren Test mit einer Armierung ohne eine substanzschädigende Fixierung mit Schrauben durchzuführen.

Oh, heiliger Sankt Florian ...

Wie eingangs beschrieben, lässt das fertig konservierte und restaurierte Ergebnis die vielen Zweifel und kontroversen Diskussionen auf dem Weg dorthin vergessen. Der Eingangsbereich des Museums Humpis-Quartier in der Marktstraße 45 nimmt die ankommenden Besucher mit seinem stimmungsvollen Gesamtbild gefangen. Kaum jemandem werden die kleinstmöglich dimensionierten Stahlkonsolen in den größtmöglichen Abständen neben den historischen Steinkonsolen auffallen, kaum jemand wird die Kittungen in den Rissen des Balkenhimmels ohne Hinweis wahrnehmen. Der Raum zieht jeden mit seinen historischen Oberflächen aus den verschiedenen Entstehungszeiten in den Bann (Abb. 14). Bleibt zu hoffen, dass alle Brandschutzvorkehrungen allen theoretischen Überlegungen und praktischen Tests zum Trotz niemals den Ernstfall erleben müssen: In diesem Sinne möge dem Humpis-Quartier der Schutz des heiligen Florian für immer sicher sein: „Oh, heiliger Sankt Florian, verschon unser Haus, steck' andere an! Es brennt o heiliger Florian, heut allerorts und Enden: Du aber bist der rechte Mann, solch Unglück abzuwenden.“

Literatur / Gutachten

Stefan Uhl: Das Humpisquartier in Ravensburg. Städtisches Wohnen des Spätmittelalters in Oberschwaben (Forschungen und Berichte zur Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg, Bd. 8), hg. vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Stuttgart 1999.

Büro für Baukonstruktionen, Karlsruhe, Leistungsverzeichnis vom 25. 04. 2007, Baustellenberichte mit Verweis auf LV, MS Archive RP TÜ und LAD, Restaurierung.

Space4, Konzeption, Gestaltung, Architektur, Stuttgart, Planausschnitte zum Deckenaufbau Raum M45–202 und R M45–101 mit Feuerwiderstandsbewertung



der einzelnen Materialien nach DIN und Büro für Baukonstruktion Karlsruhe / Prüfstatik, MS Archive RP TÜ und LAD, Restaurierung.

Eninger, Herbert, Beflammungstest an einem Fichtenholz balken, an dem verschiedene Materialien auf Eignung als Fugen-Brandschutzkitt geprüft wurden, MS Mai 2009, Archive RP TÜ und LAD, Restaurierung. Deutsches Institut für Bautechnik, Allgemein bauaufsichtliche Zulassung für Promaseal-Mastic-Brandschutzkitt vom 13. Juni 2007.

Danken möchten wir Herrn Dr.-Ing. Hans-Ulrich Kothe, Laborleiter Südharzer Gipswerk GmbH, Gipswerk Dorste, 37520 Osterode für seine fachliche Beratung und für die Überlassung von Materialproben.

Praktischer Hinweis

Museum Humpis-Quartier
Marktstraße 45, 88212 Ravensburg
Tel. 0751 / 82820

Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 11–18 Uhr;
Donnerstag 11–20 Uhr
www.museum-humpis-quartier.de

Dipl.-Ing. Volker Caesar

Buttenwegle 32
72108 Rottenburg

Herbert Eninger

Oberwaldhausen 85
88379 Unterwaldhausen

Dr. Dörthe Jakobs

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

14 Blick auf die Ostwand im nördlichen Teil der Eingangshalle nach Abschluss der Maßnahmen mit Balkenlage, Streichbalken und neuen Stahlkonsolen zwischen den mittelalterlichen Steinkonsolen.



In Stein verpackter Holzbau

Am Hotzenhaus in Zechenwühl ist die Entwicklung dieses Haustyps beispielhaft ablesbar

In Niederhof-Zeichenwühl (420 m. ü. NN), einem Ortsteil der Gemeinde Murg im Landkreis Waldshut, ist ein bemerkenswerter Südschwarzwälder Eindachhof erhalten. Für die Erforschung der Hauslandschaften beidseits des Hochrheins stellt dieses Zeichenwühler Hotzenhaus eine wichtige Quelle dar, da es noch am angestammten Platz steht und seit fast 100 Jahren keine nennenswerten Veränderungen an Baukonstruktion sowie an Innenausstattung und Einrichtung mehr erfahren hat. Der hohe bauhistorische und volkskundliche Wert gab Anlass zur Gründung des „Vereins zur Erhaltung des Zeichenwühler Hotzenhauses“. Dieser strebt die Rettung des Gebäudes an und will es in Zukunft als Kulturzentrum nutzen. In den Jahren 2008/09 wurden verschiedene Voruntersuchungen als Grundlage für dringend anstehende bauliche Maßnahmen durchgeführt. Bauaufnahme, gefügekundliche Analyse und dendrochronologische Untersuchung haben eine Reihe von Erkenntnissen und handfestes Planmaterial zum Haus geliefert. Die Forschungsergebnisse ermöglichen auch Aussagen zur Entwicklung dieses Haustyps an sich.

Werner Fasolin / Florian Rauch

1 Grundriss EG Bau-
altersplan. Der Holzbau
von 1748 wurde im Laufe
der Baugeschichte des
Zeichenwühler Hotzen-
hauses schrittweise kom-
plett massiv ummantelt.

Grundriss und Konstruktion

Am untersuchten Gebäude ist exemplarisch die Entwicklung eines ursprünglich in Ständer-Bohlen-Bauweise errichteten Firstständerhauses mit strohgedecktem Rafendach hin zu einem mehrfach erweiterten, als Hotzenhaus bezeichneten und teilweise massiven Vielzweckgebäudes ablesbar. Dies

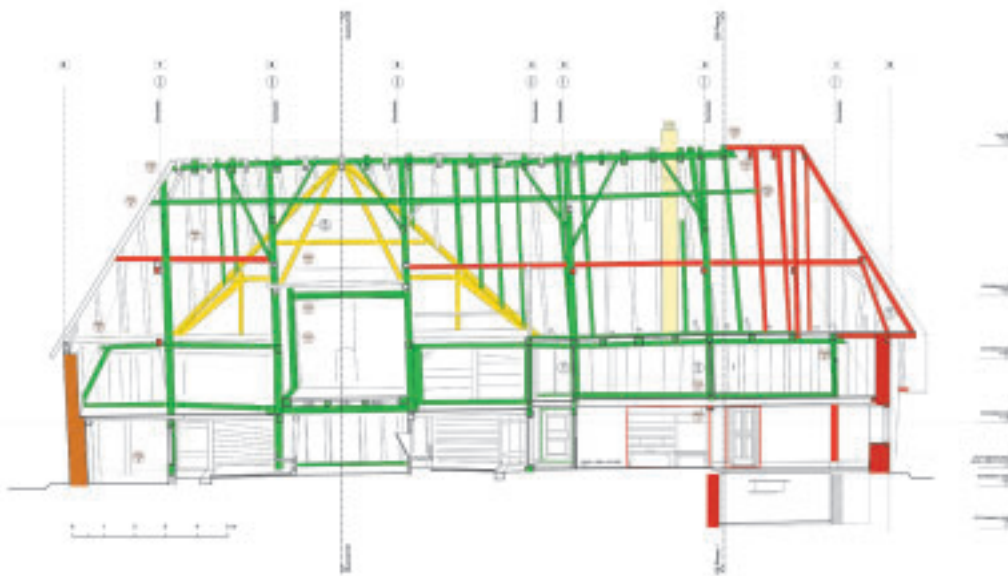


könnte man vereinfacht als massive Ummantelung eines Holzhauses bezeichnen.

Das am nordöstlichen Dorfrand von Niederhof gelegene Gebäude ist traufständig zur ehemaligen Straße Zechenwühl–Oberhof orientiert. Es ist ein langgestreckter zweigeschossiger Baukörper mit Halbwalmdach und einem großen, nordseitig am Dachfirst ansetzenden Einfahrtshaus.

Im Erdgeschoss trennt ein quer zur Firstrichtung verlaufender schmaler Hausgang den Wohnteil vom Wirtschaftsbereich. Östlich des in dieser Region als „Husärmel“ bezeichneten Gangs liegt der Wohnteil mit Stube, Küche und Kammern, in westlicher Richtung folgen ein Stall, der Futtergang, ein zweiter Stall und ein Schopf. Ringsum entsteht durch eine massiv gemauerte Wand ein gangartiger Raum. Im Hotzenwald wird dieser im südlichen Bereich vor Stube und Ställen als „Laube“, westlich als „Schopf“ und nordseitig als „Schild“ bezeichnet. Im Osten des Wohnteils bildet diese Mauer die Außenwand der Kammerzone.

An die Kammern und den Hausgang des Obergeschosses schließen sich eine Heubühne, der Ifahrbereich mit Dreschtenne und eine zweite Heubühne an. Der Bereich über dem Wohnteil wird im Hotzenwald als „Fürbühni“ bezeichnet.



2 Längsschnitt Baualtersplan. Die Vergrößerung des Wohnteils führte zum Abbruch der hölzernen Außenwand im Erdgeschoss und deren Ersatz durch eine weiter östlich gelegene neue Massivwand. Im Obergeschoss ist die ursprüngliche Außenwand noch ablesbar.

Bauphasen

Das Auge des Bauforschers und eine dendrochronologische Untersuchung ermöglichten eine differenzierte Zuordnung der Räume und Bauteile zu den folgenden, zeitlich gestaffelten Phasen eines über die Jahrhunderte betrachtet vielfältigen Umbauprozesses.

1748 wird ein zweigeschossiges Rauchkuchenhäus als Ständerbau aus Nadelholz auf einem Schwellenkranz aus Eiche errichtet. Fünf Binder mit Firstständern sind in Längsrichtung durch eine Aussteifung aus Firstbalken, Katzenband und Streben miteinander verbunden.

Für die Aussteifung in Querrichtung sorgen lange Streben in den Binderachsen, die in die Firstständer, Deckenbalken und teilweise auch in die Wandständer eingeklattet beziehungsweise eingezapft sind.

Bemerkenswerte Elemente des ursprünglichen Hausgerüsts sind auch die beidseits der Tenne verlaufenden Ankerbalken, die über die Hauswandflucht vorkragen. Auf der Nordseite trägt die Auskragung die noch erhaltenen ursprünglichen gefälzten Ständer eines nicht mehr vorhandenen Einfahrtstores. Auf der Südseite ist die Auskragung beträchtlicher; hier liegen diese Ankerbalken auf der massiven Schildwand. Spuren am Bau deuten darauf hin, dass das Dach in diesem Bereich des südlichen Abschlusses der Tenne eine gaubenartige Form hatte.

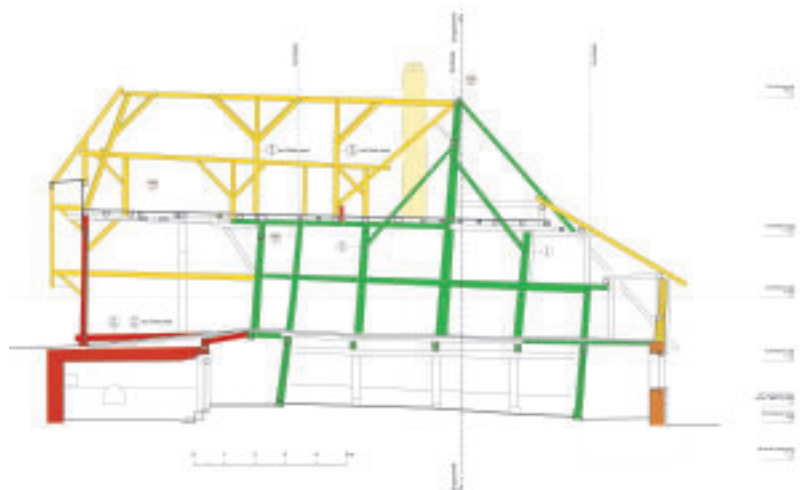
Das Haus dieses ersten Bauzustandes war höchstwahrscheinlich nicht unterkellert. Dies änderte sich 1842. In dieses Jahr konnten Konstruktionshölzer einer ersten Vergrößerung des Einfahrtshauses datiert werden. Dessen einschiffige Verlängerung war notwendig, um einen neu ins Erdreich der Hocheinfahrt eingetieften Stichtonnengewölbekeller ausreichend vor der Witterung zu schützen. 1876 wurde der Grundriss im östlichen Wohnbereich erweitert und die Zahl der bisherigen zwei

Kammern auf vier erhöht. Die ursprüngliche Ständer-Bohlen-Wand wurde zugunsten einer mit Abstand vorgesetzten neuen massiven Außenwand aufgegeben. Gleichzeitig wurde die Dachkonstruktion gegen Osten verlängert, der östliche Walm (schweizerisch: Gerschild) gekürzt sowie ein zusätzlicher Keller mit Balkendecke eingefügt. Die offene Feuerung wurde aufgegeben, der zweigeschossige Küchenraum horizontal geteilt und ein Kamin einzogen. Die Feuerwand wurde aus der Achse der Mittellängswand in Richtung Küche verschoben, was erforderte, dass Kunst und Backofen neu aufgesetzt werden mussten. Möglicherweise führten Brandschutzbestimmungen im Zusammenhang mit dem Einbau des Kamins dazu, dass die Weichbedachung durch Tonziegel ersetzt wurde. Dies zog auch den Einbau einer Mittelpfette nach sich.

Die Dachkonstruktion des Firstständerbaus von 1748 konnte keine Mittelpfetten. Hier waren durch Scherzapfen verbundene Rafen scharnierartig über den First gelegt und spannten frei bis zu der in der Achse der zweigeschossigen Ständerbohlen-Außenwand gelegenen Fußpfette. Bei großer Schneelast auf dem ursprünglichen Strohdach wurden die Rafen bei dieser gehörigen Spannweite stark durchgebogen. Auf der Fußpfette waren

- Phase 1: Holzbau, Ständer-Bohlen-Bauweise, 1748 (d)
- Phase 2a: Überformung Einfahrtshaus I, 1842 (d)
- Phase 2b: Überformung Wohnteil, 1876 (d)
- Phase 2c: Überformung Wirtschaftsteil zwischen 1876 und 1913
- Phase 2d: Überformung Einfahrtshaus II, 1913 (d)
- Phase 2e: Überformungen zwischen 1913 und 1970
- kein eindeutiger oder ohne Befund

3 Querschnitt Baualtersplan. Gut erkennbar ist die schrittweise Umgestaltung und Vergrößerung des Einfahrtshauses.



4 Gemeinsame Grundform von Jurahaus und Hotzenhaus nach Hunziker.

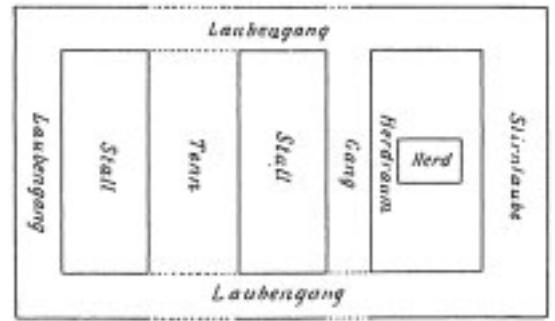
sie deshalb an ihrem dünneren Ende nicht fixiert, sondern nur aufgelegt. So konnten die starken, jahreszeitlich bedingten Verformungen durch das Prinzip eines Gleitlagers aufgenommen werden. Eine Hartbedachung wäre durch solche Bewegungen geschädigt worden, weshalb zur Unterstützung Mittelpfetten eingebaut wurden.

In den Zeitraum zwischen 1876 und 1913 fällt der Ausbau der südlichen und westlichen massiven Schildmauer im Traufbereich des Daches.

Eine letzte markante Überformung fand 1913 mit dem Ausbau zum dreischiffigen Einfahrtshaus und der Erweiterung der darunter liegenden Unterkellerung statt.

Anpassung durch Erweiterung

Das in mehreren Phasen erfolgte massive Umschließen des hölzernen Kernbaus hat zur heutigen Erscheinung mit „Haus-im-Haus“-Charakter geführt. Im Erdgeschoss ist das ursprüngliche Holzhaus noch sehr anschaulich im Wirtschaftsteil und im Bereich von Stube und Laube erkennbar; im Obergeschoss ist es im Bereich über dem Wohnteil ablesbar. Hier sind noch die Ständer der ehemaligen östlichen Außenwand des Holzbaus erhalten, vor deren Flucht dann in der Bauphase von 1876 im Abstand von etwa 1,30 m eine neue massive Wand gesetzt wurde. Die hier noch vorhandene Gliederung in vier Räume muss so auch im Erdgeschoss bestanden haben, bevor dort die Ständer der ursprünglichen östlichen hölzernen Außenwand entfernt und in Höhe der Erdgeschossdecke abgefangen wurden.



Hausforscher des 19. und 20. Jahrhunderts interpretierten den Schild als festen Grundrissbestandteil des Hausinneren, der auf mittlerweile verschwundene Hausformen zurückgeführt wurde. Das Ergebnis der Bauuntersuchung am Zechenwihler Hotzenhaus spricht jedoch für eine nachträgliche, in Etappen erfolgte bauliche Eingliederung des Außenraums im Bereich unter dem Traufüberstand zum Hausinneren.

Für diese sekundäre Veränderung spricht auch, dass keiner der ursprünglichen Rafen der Dachkonstruktion von 1748 – gut erkennbar an ihrer rauchschwarzen Färbung – bis auf die Pfette auf der Schildwand durchläuft.

Historische Aufnahmen von Hotzenhäusern zeigen, dass deren Schildwände auch in Holzbauweise auftraten. Möglicherweise stammen diese Beispiele aus der Zeit vor der Einführung einer neuen Waldordnung durch Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1753. Diese enthielt eine Bestimmung, die das Bauen mit Holz im Erdgeschoss untersagte. Das vorgefundene Prinzip der Erweiterung durch eine Schildwand muss an den Häusern des Hot-

5 Zechenwihler Hotzenhaus, Wohnteil von Südosten aus gesehen.





zenwaldes im wahrsten Sinne des Wortes „umfassend“ angewendet worden sein, was letztlich die Hauslandschaft prägend veränderte. In der Hausforschung werden diese weiterentwickelten Häuser als „Hotzenhäuser“ bezeichnet. Die bisher weit verbreitete Annahme, die Ummantelung der Häuser habe als Reaktion auf das raue Höhenklima des Hotzenwaldes stattgefunden, wird durch das Zechenwihler Haus infrage gestellt. Dieses Gebäude steht in einer vergleichsweise milden Klimazone.

Im angrenzenden schweizerischen Fricktal – bis 1798 vorderösterreichisch wie der Hotzenwald – war der Firstständerbau mit gleichem Grundriss und Hausgerüst ebenfalls weit verbreitet. Die massive Ummantelung beschränkte sich hier bei diesem von Hunziker als „Möhlinhaus“ bezeichneten Haustyp auf den Bereich des Wohnteils. Die entwicklungsgeschichtlichen Zusammenhänge der Haustypen beidseits des Hochrheins sowie die Gründe für deren Überformungen sind noch nicht abschließend erforscht und dargestellt.

Geschichte der Erforschung der Hotzenhäuser

Die erste ausführlichere wissenschaftliche Darstellung über die Hotzenhäuser verdanken wir Jakob Hunziker (1827–1901), einem bedeutenden Vertreter der Schweizer Bauernhausforschung. Von Hause aus Philologe, galt sein Interesse in erster Linie der sprachgeschichtlichen Erforschung der

Hauslandschaften. Mit den gewonnenen Erkenntnissen versuchte er, gewisse Haustypen mit einer bestimmten Volksgruppe zu verknüpfen. Bei seinen Untersuchungen legte er den Schwerpunkt auf die Hausgrundrisse, besonders auf die Einteilung und Terminologie der Wohnteile.

1897 hielt Hunziker in Karlsruhe einen Vortrag mit dem Titel „Das Bauernhaus des Großherzogtums Baden, verglichen mit demjenigen der Schweiz.“ Als Ergebnis seiner für damalige Verhältnisse fortschrittlichen grenzüberschreitenden Forschung wies Hunziker auf gemeinsame Merkmale von Haustypen beidseits des Hochrheins hin. Im Hot-

6 Wirtschaftsteil mit erweitertem Einfahrtshaus, Blick von Nordwesten.

7 Südlicher Laubengang mit Blick in Richtung Wohnteil. Unterschiedliche Setzungen von berg- und talseitigem Baugrund haben bereits kurz nach seiner Erbauung zu starken Verformungen des ursprünglichen Holzbaus von 1748 geführt.



zenhaus glaubte er eine urtümliche Hausform gefunden zu haben, die sich aus einer nicht mehr vorhandenen Grundrissanordnung entwickelt habe, bei der ein Laubengang ein Haus ringsherum umgab. Seiner Ansicht nach entstanden im Zuge der Herausbildung des Hotzenhaustyps aus diesem Laubengang an der Walmseite des Wohnteils bewohnbare Kammern.

Die wissenschaftliche Bauforschung war zu Hunzikers Zeit noch weitgehend unbekannt, und es darf deshalb nicht erstaunen, dass er bei seinen Feldforschungen die Gegebenheiten als Einheit und nicht als Abfolge einzelner Bauphasen, Erweiterungen und Umbauten wahrnahm.

Otto Gruber (1883–1957), Architekt, Bauhistoriker und Hochschullehrer, sah im Hotzenhaus sowie im „Altoberschwäbischen Haus“ miteinander verwandte, weiterentwickelte Stadien eines gemeinsamen, nicht mehr existierenden Urtyps. Diesen bezeichnete er als „Südwestdeutsches ebenerdiges Urhaus“. Grubers Beschreibung der Grundrisseinteilung dieses Urhauses ist der Auffassung Hunzikers ähnlich. Besonders bei der Anordnung des Laubengangs sowie dessen Umwandlung zu Kammern beim Hotzenhaus auf dessen Wohnteil-Walmseite decken sich die Ansichten der beiden Forscher. Als Architekt legte Gruber seinen Forschungsschwerpunkt auf das Gefüge der Hausgerüste.

Leopold Döbele (1902–1979) aus Murg beschreibt als erster einheimischer Fachmann das Hotzenhaus in erster Linie in seiner Funktion und weniger in seiner historischen und konstruktiven Entwicklung. Seine 1930 erschienene Darstellung „Das

Hotzenhaus“ ist wegen den volkskundlichen Aufzeichnungen und den vielen Fotografien von großem dokumentarischem Wert. Die Bilder, aber auch skizzenhafte Grundriss- und Schnittzeichnungen lassen wichtige Rückschlüsse auf verschiedene Stadien der Umgestaltung an Hotzenhäusern zu.

Mit seinem Standardwerk „Das Schwarzwaldhaus“ veröffentlichte Hermann Schilli (1896–1981) im Jahre 1953 eine systematische Typologie der Schwarzwaldhäuser. Obwohl Schilli keine grundlegend neuen Erkenntnisse über die Hotzenhäuser vorlegte, vermutete er doch, dass der Schild des Hotzenhauses „ein echtes Kind der windigen Hochfläche und als solches jung“ sein musste, da dieser „alle Merkmale des Nachträglichen“ aufweise. Schilli wies auf Gemeinsamkeiten des Hotzenwaldes und Teilen des Aargaus in Geschichte und Hauslandschaft hin.

Systematische Inventarisierung und Fortschritte auf dem Gebiet der Dendrochronologie führten 1989 zur Herausgabe einer differenzierteren Typologie der Schwarzwaldhäuser durch Franz Meckes (geb. 1941). In der Beschreibung des Hotzenhaustyps wird zwischen eigentlichem Holzhaus und einer Ummantelung differenziert. Als nachträgliche Umbauten des 19. Jahrhunderts werden Vergrößerungen an den Hocheinfahrten genannt.

Denkmalwert

Die meisten Hotzenhäuser haben sich im 20. Jahrhundert durch weitere, meistens gravierende Umbauten wieder von ihrer vorherrschend einheit-

8 Im Zuge der Vergrößerung des Wohnteils von 1876 wurde die Stube grundlegend überformt.

9 Die auf der Südseite der Stube angelagerte Laube wurde als Werkstatt genutzt.



lichen Erscheinung wegentwickelt. Noch gravierender waren die Folgen für das „Möhlinhaus“. Dieser Typ ist fast vollständig aus dem Landschaftsbild verschwunden. Am Zechenwihler Hotzenhaus ging die jüngste Phase der regionalen Baugeschichte, die von einem vehementen Modernisierungsdruck geprägt war, fast spurlos vorbei. Darin liegt heute sein unschätzbare kultur- und baugeschichtlicher Wert begründet.

Dieses Haus befindet sich noch am angestammten Platz, im Gegensatz zum Klausenhof in Grossherischwand, der 1979 abgebaut und an anderer Stelle als bäuerliches Museum wieder errichtet worden ist.

Die Entwicklung vom Firstständerbau zum ummantelten, als Hotzenhaus bezeichneten Schwarzwaldhaus lässt sich hier anschaulich ablesen und nachvollziehen. Für die vertiefende Erforschung der Hauslandschaften beidseits des Hochrheins ist das untersuchte Gebäude ein wichtiger noch erhalten gebliebener Zeuge. Dies erklärt das große Interesse der Denkmalpflege am Zechenwihler Hotzenhaus.

Literatur

Pius Rärer: Die Bauernhäuser des Kantons Aargau, Band 2: Fricktal und Berner Aargau, Baden 2002.

Werner Fasolin: Das Chürbsen Anni-Haus in Oberhof, Bericht über eines der letzten Hochstudhäuser im oberen Fricktal, in: Vom Jura zum Schwarzwald, herausgegeben von der Fricktalisch-Badischen Vereinigung für Heimatkunde, 65. Jg, 1991.

Werner Fasolin: „Als ich einer Herberg höchstbedürftiger Mann bin...“, Ein Beitrag über das Verschwinden des Ständerbaus im Fricktal, in: Vom Jura zum Schwarzwald, herausgegeben von der Fricktalisch-Badischen Vereinigung für Heimatkunde, 65. Jg, 1991.

Franz Meckes: Siedlungs- und Baugeschichte der Schwarzwaldhäuser, in: Ulrich Schnitzer: Schwarzwaldhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen, Stuttgart 1989.

Hermann Phleps: Alemannische Holzbaukunst, Wiesbaden 1967.

Hermann Schilli: Das Schwarzwaldhaus, Stuttgart 1953.

Leopold Döbele: Das Hotzenhaus, Karlsruhe 1930.

Otto Gruber: Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser, Karlsruhe 1926.

Jakob Hunziker: Das Schweizerhaus, Band 5, Das dreisässige Haus, Aarau 1908.

Jakob Hunziker: Das Bauernhaus des Grossherzogtums Baden, verglichen mit demjenigen der Schweiz. In: Schweizer Archiv für Volkkunde, 2 (1898), Nr. 1.

Praktischer Hinweis

www.zechenwihler-hotzenhaus.de

Glossar

Binder

Teil des Dachtragwerks. Alle 3 bis 4 Meter quer zur Firstrichtung angeordnetes, in sich steifes hölzernes Traggerüst. Dieses bildet das Auflager der Pfetten.

Ifahr

Alemannisch für „Einfahrt“. Bergseitig gelegener Einfahrtsraum mit Tor.

Katzenband

Im Südschwarzwald gebräuchlicher Begriff für „Unterfirst“. Unterhalb der Firstpfette mit Firstständern, Streben und mittleren Walmrafen verblattetes horizontales Konstruktionsholz, das der Längsaussteifung dient.

Kunst

Meist neben dem Kachelofen in der Stube angeordnete Ofensitzbank, die über den Kochherd der Küche beheizt wird.

Pfette

Parallel zum First laufendes, die Rafen unterstützendes Längsholz.

Rafen

Alemannisch für „Rofen“. An einer Firstpfette ursprünglich durch Aufhängung befestigtes, auf einer oder mehreren weiteren Pfetten aufliegendes Konstruktionsholz, das Dachlattung und Dachdeckung trägt.

Scherzapfen

Verbindung zweier winklig aufeinander stoßender Hölzer, welche Zugkräfte aufnehmen kann. Der Zapfen am Ende des einen Holzes ist durch einen Schlitz am Ende des anderen Holzes gesteckt und mit einem Keil oder Holznagel gegen Durchrutschen gesichert.

Stichtonnengewölbe

Gewölbeform mit längs einer Achse gleichbleibendem segmentbogenförmigem Querschnitt.

Walm

Geneigte dreieckige Dachfläche anstelle eines vertikalen Giebels. Entsprechend des zur Dachfläche geneigten Anteils eines Giebels wird zwischen Voll-, Halb- und Krüppelwalm unterschieden

Werner Fasolin

Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde und Heimatforschung

Unterdorf 19

CH-5073 Gipf-Oberfrick

Florian Rauch

Dipl. Ing. Architekt SIA

Büro für Architektur, Bauforschung und

Denkmalpflege

Strassburgerallee 106

CH-4055 Basel



Schwungvoll über den Straßenverkehr

Die Instandsetzung des Ferdinand-Leitner-Steges in Stuttgart

Jeder Stuttgarter und viele Besucher der Landeshauptstadt sind wohl schon über den Ferdinand-Leitner-Steg gegangen, haben ihn mit dem Fahrrad überquert oder sind zumindest unter ihm durchgefahren. Im Herzen der Stadt verbindet er den Oberen mit dem Mittleren Schlossgarten und somit Landtag und Staatstheaterbauten mit dem Hauptbahnhof. Sein Erbauer, der Ingenieur Fritz Leonhardt (1909–1999), gilt als „Vater“ des Stuttgarter Fernsehturms, sah sich aber in erster Linie als Brückenbauer. Dem Brückenbau als „Königsfach des Bauingenieurwesens“ wurde er zusammen mit seinem Partner Wolfhart Andrä weltweit und auch im verkehrsreichen Stuttgart gerecht, indem er die an dieser Stelle zehnspurige Schillerstraße mit einer eleganten Fußgängerbrücke überspannte. Das bis ins Detail durchgestaltete Ingenieurbauwerk konnte nach anfänglichem Widerstand nahezu ohne Substanzeingriffe fachgerecht restauriert und instand gesetzt werden.

Rolf-Dieter Blumer / Karsten Preßler

Eine Brücke mit Schwung

Der ehemalige „Schillersteg“ entstand im Auftrag der Landeshauptstadt im Rahmen der Umgestaltung des Schlossgartens zu einem innerstädtischen Erholungsgebiet anlässlich der Bundesgartenschau 1961 und wurde im Jahr 1997 nach dem Stuttgarter Opern- und Generalmusikdirektor Ferdinand Leitner (1912–1996) umbenannt (Abb. 1, 2).

Der im Grundriss Y-förmige Brückenbalken überspannt frei schwebend fast 100 m und besteht aus einem stählernen, luftdicht verschweißten, innen nicht korrosionsgeschützten Hohlkasten (Abb. 5). Dieser wird mit zwei Mal fünf Paralleldrahtkabelsträngen von einem achteckigen, konischen Stahlpylonen abgespannt, der frei steht bzw. nur über die Drahtbündel mit dem Brückenkörper verbunden ist und sich in der Gabelung der Brückentrasse



1 Lageplan von Stuttgart-Mitte mit Oberem und Mittlerem Schlossgarten, Schillerstraße, Ferdinand-Leitner-Steg, Hauptbahnhof u. a. sowie Kartierung der Kulturdenkmale.



auf der Seite des Mittleren Schlossgartens befindet (Abb. 2–4). Zwei Rampen aus Stahlbeton nehmen den geteilten, sanft gebogenen Steg auf der Nordseite auf, während er auf der Südseite in eine Rampe gleicher Bauweise mündet. Der ehemalige Schillersteg gehört zur Gruppe der Schrägseilbrücken und ist hinsichtlich dieser Konstruktionsart ein Nachfolger der 1957 eingeweihten Düsseldorfer Nordbrücke (Theodor-Heuß-Brücke). Am dortigen Rheinknie entstanden nach einheitlicher Planung durch Friedrich Tamms unter maßgeblicher Beteiligung des Ingenieurbüros Leonhardt und Andrä bis 1973 drei große Schrägkabelbrücken – die sog. „Düsseldorfer Brückenfamilie“. Im Unterschied zu den Düsseldorfer Straßenbrücken sind die Schrägkabel beim Stuttgarter Fußgängersteg aber nicht parallel bzw. harfenförmig, sondern fächerförmig angeordnet und gehen „büschelartig“ von der Pylonspitze aus, die nach den Worten des Konstrukteurs Leonhardt „natürlichste und technisch wirkungsvollste“ Form (Abb. 5, 6). Außerdem konnten die Ingenieure hier die großräumige Parksituation ideal ausnutzen und nicht nur die Trasse auf einer Seite gabeln, sondern ihr und den Rampen einen langen Anlauf mit sanftem Steigungsverhältnis geben. Der Verzicht auf seitliche Befestigungen am Brückenbalken und seine geringe Höhe von 50 cm im Verhältnis zur Gesamtspannweite von 90 m (1:180) verdeutlichen zudem die extreme Reduzierung von Volumen und Materialstärken. Leonhardts wichtigste Gestaltungsziele beim Brückenbau, nämlich Schlankheit und Eleganz, werden hier ohne Umwege erreicht. Der leichte Bogen des dünnen Brückenbalkens ist übrigens im doppelten Sinne „schwungvoll“: Aufgrund der Konstruktionsweise lösen schon einzelne Fußgänger deutlich spürbare, aber für die Stabilität des Bauwerks harmlose Schwingungen aus. Die Spannkabelbrücke ist außerdem geschickt in das zeitgenössische Wegesystem der ehemaligen königlichen Parkanlagen



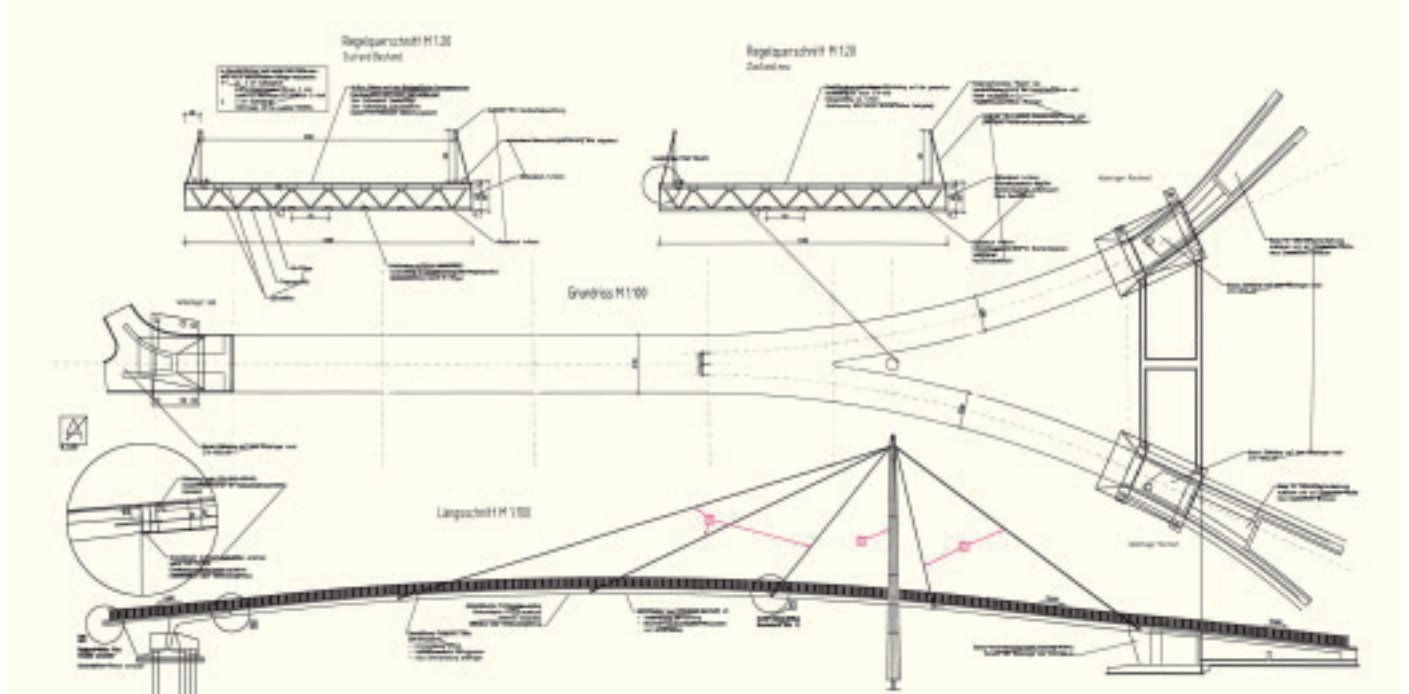
eingebunden, die an dieser Stelle von der Schillerstraße durchschnitten werden. Gerade im autoverkehrsreichen Stuttgart konnte der leidenschaftliche Bergwanderer Leonhardt der nach eigenen Worten „Unterprivilegierung der Fußgänger“ entgegenwirken und mit dem Ferdinand-Leitner-Steg gleichzeitig zu einem „Gewinn für das Stadtbild“ beitragen. Der sanft geschwungene Brückenbogen bildet auch einen spannungsvollen Kontrast zum Hauptbahnhof von Paul Bonatz, der schon beim Bau der Reichsautobahn Weggefährte des über 30 Jahre jüngeren Leonhardt war. Schillersteg und „Düsseldorfer Brückenfamilie“ bildeten gewissermaßen den Auftakt zum Bau zahlreicher Schrägkabelbrücken durch das Ingenieurbüro Leonhardt, Andrä und Partner (seit 1970: „LAP“). Eine Fußgängerbrücke ähnlicher Bauart ist der 1973 eröffnete Neckarsteg in Mannheim, der eine Betonplatte als Brückenbalken besitzt und im Vergleich zum Stuttgarter Vorgänger etwas an Eleganz eingebüßt hat.

2 *Ferdinand-Leitner-Steg mit nordöstlichem Aufgang, 2009. Die Kugel-Leuchten sind eine spätere Zutat.*

3 *Ferdinand-Leitner-Steg vom Mittleren Schlossgarten, Blickrichtung Pylon mit Gabelung des Fußgängersteges, 2009.*

4 *Ferdinand-Leitner-Steg vom Oberen Schlossgarten, Untersicht des Brückenbalkens in Blickrichtung Nordost mit Pylon und Wegeabgabelung, 2009.*





5 Ferdinand-Leitner-Steg, Querschnitte durch den Stahlhohlkasten, Grundriss und Längsschnitt (Grundlage: Ausschreibungsplan des Tiefbauamtes Stuttgart, Januar 2007).

Anlass, Schäden und Voruntersuchungen

Schon 1964, wenige Jahre nach der Fertigstellung des Fußgängersteiges, musste der Gehwegbelag erneuert werden. Dies wurde bis in heutige Zeit einige Male wiederholt, da sich Gefälle, Vibration, Verkehr und Sonneneinstrahlung als sehr nachteilig für die Haltbarkeit der auf dem Stahlhohlkasten aufgetragenen Bodenbeschichtung auswirken. Der bis vor Kurzem vorhandene, 4 cm starke Gussasphalt neigte durch sein „Fließverhalten“ zur Reduzierung der Schichtstärke, Wellen- und Rissbildung. Von dem 2008 aufgetragenen, nur 1 cm dünnen, farblich und hinsichtlich Körnung auf das Bauwerk abgestimmten, modernen reaktionsharzgebundenen Belag erhofft man sich eine höhere Haltbarkeit. Außerdem war es bei den Stahlbetonrampen auf der Nordseite der Brücke im Laufe der Jahrzehnte durch Rostsprengung der Bewehrungsseile zu Schäden gekommen. Die dadurch entstandenen Fehlstellen an den grobkörnigen, sorgfältig gestockten und geriffelten Sichtbetonflächen wurden mit einem kunstharzmodifizierten Zementmörtel ausgebessert und optisch angeglichen. Keinen Handlungsbedarf gab es bei den insgesamt zehn Paralleldrahtkabeln, die den Brückenbalken tragen. Sie bestehen aus bis zu 90 Drähten mit einem Querschnitt von je 6 mm, die aus Gründen des Korrosionsschutzes in einem mit Zementmörtel injizierten Polyäthylen-Rohr zusammengefasst werden. Bereits im Jahr 2000 sind die Tragkabel per Ultraschall untersucht worden – es gab keine Beanstandungen, was neuere Untersuchungen bestätigten. Die Qualität des Stahlhohlkastens wurde 2006 durch die Materialprüfungsanstalt (MPA) Stuttgart analysiert und für unbedenklich befunden. Es wurden lediglich unerhebliche Korrosionsschäden festgestellt, die zur Vorbereitung der Ausschreibung in einer detaillierten Schadenskar-

terierung ermittelt wurden und sich hauptsächlich an Teilen des Handlaufs und der Stahlstaketen befanden. Auf diese Bereiche beschränkten sich auch die wenigen materialgleichen Ergänzungen und Erneuerungen. Die 2008 durchgeführte restauratorische Befunduntersuchung aller Oberflächen auf Farbfassungen schließlich diente der Ermittlung der Farbschichtenabfolge und Farbtechnologie und war somit eine der Grundlagen für das konservatorische Konzept und die Durchführung des Neuanstrichs.

Substanzerhaltung einschließlich Geländers

Das für die Bauunterhaltung des Ferdinand-Leitner-Steges zuständige Tiefbauamt der Landeshauptstadt Stuttgart hat die zuständige Landesdenkmalpflege frühzeitig eingebunden und somit ermöglicht, das Maßnahmenkonzept bei Ortsterminen ab Dezember 2006 gemeinsam abzustimmen. Neben der notwendigen Erneuerung des Bodenbelags (s. o.) und der Neubeschichtung aller Stahlteile hatte die Bauherrschaft zunächst beabsichtigt, das Geländer zu entfernen und durch eine höhere Neukonstruktion zu ersetzen, was Proportionen und Erscheinungsbild des Kulturdenkmals empfindlich gestört hätte. Das Original wird geprägt durch den rhythmischen Wechsel aus jeweils vier gruppenweise zusammengrückten Staketen, die jeweils durch gleichmäßige, größere Abstände voneinander getrennt sind. Auf den dünnen Rundstäben von nur 12 mm Durchmesser befindet sich ein technisch anspruchsvoller, im Querschnitt einseitig offener, halbovaler Handlauf aus gezogenem Stahl. In diesem war ursprünglich hinter einer durchgängigen Plexiglasabdeckung eine Handlaufbeleuchtung integriert (Abb. 7). Diese geschweifte, dreidimensional leerlaufende Hohlzarge wäre mit heutiger Technik nur sehr aufwendig materi-

6 Ferdinand-Leitner-Steg mit Fußgängertrasse, Pylon und Drahtkabelbündel, 2009.



algleich (Stahl) wieder herstellbar. Aus der 1962 veröffentlichten Baubeschreibung von Leonhardt und Andrä geht hervor, dass das „zierliche, leichte Geländer [...] das Schwebende der Brücke noch steigern“ sollte, während bei der Entwicklung der Geländerholmleuchte „um jeden Zentimeter Breite und Dicke gerungen wurde“. Beim Geländer handelt es sich demnach substanziell und hinsichtlich der Proportionen um einen integralen Bestandteil der bis ins Detail durchgestalteten Fußgängerbrücke. Neben diesen denkmalfachlichen Argumenten waren es auch die Bereitschaft des Fachbereichs Metallrestaurierung der Landesdenkmalpflege, bei der Schadensanalyse und Leistungsbeschreibung mitzuwirken und letztlich die damit verbundene Kostensicherheit und Kosteneinsparung, die das Tiefbauamt dazu bewogen, gemeinsam mit der Denkmalpflege ein Sanierungskonzept zu entwickeln. Aufgrund der Nutzungskontinuität und des Verzichts auf bauliche Veränderungen war die das Erscheinungsbild des Stegs beeinträchtigende Erhöhung des Geländers nicht mehr notwendig. Die Maßnahmen beschränkten sich weitgehend auf eine gezielte Entrostung in DIN-gerechter Durchführung. Hierbei wurde nicht wie vorgesehen eine vorläufige Demontage des Geländers vorgenommen, sondern anstelle des sonst üblichen, die passive und somit korrosionshemmende Stahloberfläche zerstörenden Sandstrahlverfahrens mit anschließendem Verzinken, eine Handentrostung durchgeführt. Der Neuanstrich erfolgte mit einem modernen restrostverträglichen Korrosionsschutzsystem, das in vier Schichten aufgetragen wurde und zuoberst von einer so genannten Nanolackschicht geschützt wird. Die Beschichtung auf Polyurethanbasis mit Glimmeranteil ist entsprechend nachhaltig. Leider war der Stahlhohlkasten bei einer früheren Sanierung bereits sandgestrahlt worden, sodass bei der Farbuntersuchung die in einer Fachzeitschrift beschriebene und auf historischen Farbfotos sichtbare hellere Erstfassung von 1961 nicht lückenlos ermittelt werden konnte. Bei der restauratorischen Befunduntersuchung zeigte sich jedoch, dass der anlässlich der Bundesgartenschau 1977 angebrachte dunkelgrüne Deckanstrich mit Ausnahme des später ockerfarbig lackierten Brückenbalkens bis heute vorhanden ist. Da es sich hierbei um die älteste, eindeutig auf allen Bauteilen nachweisbare Farbgebung handelt, die zudem seit 30 Jahren Bestand hat, wurde an dieser festgehalten.

Ausblick

Dank der konstruktiven Zusammenarbeit zwischen städtischem Tiefbauamt, weiteren städtischen Ämtern, dem Büro Leonhardt, Andrä und Partner und der Landesdenkmalpflege konnten Original-

substanz und ursprüngliches Erscheinungsbild mit 16 Jahre jüngerer Farbgebung erhalten bleiben. Auch wenn die Konservierung die Kernaufgabe der Denkmalpflege darstellt, so darf man sicher nach Fertigstellung der system- und denkmalgerechten Sanierung des Ferdinand-Leitner-Steges im vergangenen Jahr – dem „Pflichtprogramm“ – auch laut über eine weitere Maßnahme, die „Kür“, nachdenken: Die Reaktivierung der Handlaufbeleuchtung. Diese ursprünglich aus speziell für den Steg gebogenen Neonröhren bestehende Installation war wegen der starken Schwingungen der Brücke extrem störanfällig, wartungsintensiv und bald nicht mehr funktionsfähig. Bei der Instandsetzung wurde bis jetzt bewusst darauf geachtet, die Kunststoffblenden bestandsgleich zu erneuern, sodass die Möglichkeit besteht, den Handlauf jederzeit mit innen liegenden Leuchtkörpern nachzurüsten. Auch moderne Brücken – insbesondere Fußgängerüberführungen – werden häufig mit Handlauf- und Konturenbeleuchtung ausgestattet, für die der ehemalige Schillersteg sicher zu den Prototypen gezählt werden darf. Neue Lichttechniken bieten hier ein breites Anwendungsgebiet, und Brücken, insbesondere der Ferdinand-Leitner-Steg, sind durch ihre meist dynamisch-lineare Gestaltung geradezu prädestiniert für eine entsprechende Illumination. So könnte zum Beispiel die Verwendung von weit kostengünstigeren LED (Light Emitting Diodes) im Gegensatz zu den handgefertigten anfälligen Neonröhren eine Wiederinbetriebnahme der Handlaufbeleuchtung am Leitnersteg ermöglichen.

Literatur und unveröffentlichte Berichte

Fritz Leonhardt 1909–1999, Die Kunst des Konstruierens, herausgegeben von: Joachim Kleinmanns und Christiane Weber, Ausstellungskatalog Stuttgart 2009.
Jörg Schlaich / Matthias Schüller: Ingenieurbauführer Baden-Württemberg, Berlin 1999.

Fritz Leonhardt: Brücken / Bridges, Ästhetik und Gestaltung, Stuttgart 1982.

Fußgängersteg über die Schillerstraße in Stuttgart von Prof. Dr.-Ing. Fritz Leonhardt und Dipl.-Ing. Wolfhart Andrä, in: Die Bautechnik, Heft 4, 1962 (Sonderdruck).
Materialprüfungsanstalt (MPA) Universität Stuttgart: Begutachtung des Korrosionsschutzes, Untersuchungsbericht 08.05./08.08.2006.

Martina Fischer: Stuttgart, Ferdinand-Leitner-Steg, Fassungsuntersuchung, Juni 2008, Obj.-Nr. 4929.

Rolf-Dieter Blumer

Dr. Karsten Preßler

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege



7 Geländer des Fußgängersteiges mit Kunststoffabdeckung des Handlaufholms.

Gefährdetes Kulturdenkmal



Beton, doch nicht für die Ewigkeit geschaffen? St. Elisabeth in Freiburg: ein Abrisskandidat

Bundesweit sorgen sich Denkmalpflege und Kirchen um die zunehmenden Leerstände von Kirchengebäuden. Deren Umnutzungschancen werden kontrovers diskutiert, Abbruchgesuche für Kirchen des 20. Jahrhunderts mit Denkmalwert nehmen zu. Es besteht Einigkeit darüber, dass nur innovative Modelle deren Erhalt bewirken können. Das folgende Kirchenporträt stellt für alle Beteiligten einen allerletzten Rettungsversuch dar und ist gleichzeitig ein Aufruf, das ehemalige Kirchengebäude St. Elisabeth vor Verfall und Abriss zu bewahren. Die im Jahre 2006 profanierte Kirche St. Elisabeth steht seit 2007 weitgehend leer. Die bisherige Eigentümerin des Gebäudes, die katholische Kirchengemeinde St. Elisabeth im Norden Freiburgs, hatte bereits 1997 beschlossen, sich mit der benachbarten Kirchengemeinde St. Konrad zu einer neuen Kirchengemeinde zusammenzuschließen. Kurze Zeit danach war auch entschieden worden, das bisherige Kirchengebäude von St. Elisabeth aufzugeben, nachdem erheblicher Sanierungsbedarf am Gebäude festgestellt worden war. Seitdem wird das 1929/30 erbaute Gotteshaus St. Konrad als gemeinsame Pfarrkirche genutzt. Kirchengemeinde, Erzdiözese und Landesdenkmalpflege versuchen seit mehreren Jahren, genehmigungsfähige und wirtschaftliche Nutzungsvarianten zu erarbeiten. Bislang vergebens. Obgleich das Kirchengebäude leer steht, sind jedes Jahr erheb-

liche finanzielle Aufwendungen für die Unterhaltung der Kirche und deren Nebengebäude erforderlich. Diese will und kann die Kirchengemeinde nun nicht mehr tragen, da sie in vielen anderen Bereichen wie den Kindergärten sowie bei der Unterhaltung der übrigen Gebäude große finanzielle Herausforderungen zu bewältigen hat. Sie hat deshalb vor Kurzem beschlossen, das Kirchengebäude mit Turm und Pfarrhaus abzureißen.

Die ehemalige Kirche St. Elisabeth wurde 1965 vom Karlsruher Architekten Rainer Disse erbaut. Sie ist ein Kulturdenkmal nach §2 Denkmalschutzgesetz aus wissenschaftlichen, vor allem baugeschichtlichen, sowie aus künstlerischen und heimatgeschichtlichen Gründen. Eine zeitlich auf ein Jahr fixierte Denkpause eröffnet nun allen Beteiligten die unwiderruflich letzte Chance für eine Neubesinnung, den Abbruch abzuwenden. Dieses Denkmalporträt zielt daher darauf, konkret und generell für kreative Nutzungs- und Erhaltungsvarianten zu werben und mit möglichen Interessenten ins Gespräch zu kommen. Es versucht ferner, diese „Immobilie“ besser in der Öffentlichkeit bekannt zu machen, damit Investoren und Kaufinteressenten auf St. Elisabeth aufmerksam werden.

Der Gebäudekomplex setzt sich aus dem annähernd kubischen Kirchengebäude mit Flachdach und dem freistehenden Turm sowie dem rückwärtigen Pfarrhaus zusammen. An der Südseite der

Kirche ist die Sakristei angeordnet. Eingebettet ist der Gesamtkomplex in einen aus Waschbetonelementen gestalteten Vorplatz mit Brunnen.

Das wuchtig und streng geschlossen erscheinende Kirchengebäude ist in Sichtbetonbauweise errichtet. Mittig eingetieft liegt der Haupteingang an der Westfassade, die mächtigen Portale aus Gusseisen schuf Franz Gutmann. Vier Betonstützen tragen die flache Decke, deren Kassetten aus horizontalen Trägern gebildet werden. Die Disposition der Kassettenfelder ist in Beziehung zu Altar und Sakramentskapelle gesetzt. Ein Oberlichtband erhellt den Kirchenraum gleichmäßig. Der symmetrisch angelegte Innenraum ist auf den durch Stufen nur unmerklich abgeschiedenen Chor mit dem Hochaltar in der Mitte ausgerichtet.

Der Zelebrationsaltar – Entwurf Rainer Disse – ist als monolithischer Steinblock konzipiert. Von allen Bereichen aus ist er frei einsehbar. Die Nordseite des Altarraums bestimmt eine Sakramentskapelle aus horizontalen und vertikalen Betonscheiben, die sich nach oben verjüngt und von Glasfenstern Emil Wachers belichtet wird. Sie nimmt den Tabernakel (Entwurf Peter Gautel) und das Ewige Licht auf. Neben dem Tabernakelfenster stammen auch das so genannte Tauffenster sowie das Westfenster von Wacher. Wie die Portale sind auch Kreuzweg und geschmiedete Kerzenleuchter Werke von Franz Gutmann.

Über dem Eingang liegt die Orgelempore, die über zwei schlanken Stützen mit elegantem Schwung in den Kirchenraum ragt. Sie ist über eine seitliche, im Oval geführte Treppe aus Sichtbeton zugänglich. Dem Oval dieser Treppe entspricht auf der an-

deren Seite der Empore das Rund der Elisabeth-Kapelle aus Sichtbetonsegmenten. Zum Kirchenraum hin ist das Rund durch einen schmalen vertikalen Schlitz geöffnet, auf halber Höhe nimmt er die Reliquie der Kirchenpatronin auf.

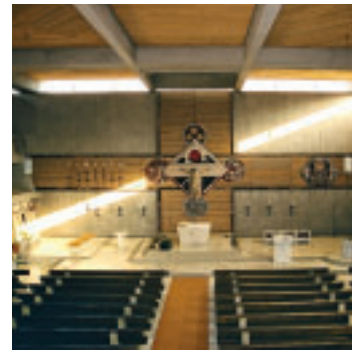
Aus den Betonwänden des Kirchenschiffs sind geometrische Formen geschnitten bzw. ausgespart, um beispielsweise Weihwasserbecken aufzunehmen, Öffnungen für Glasfenster zu schaffen oder die Nische für das Heilige Grab zu gewinnen. Sitzbänke auf der Empore sind ebenfalls aus Beton gegossen, sie wirken wie herausmodelliert. Ein skulpturaler Umgang mit dem harten Material Beton wird spürbar. Die Beichtstühle sind scharfkantig in die Wand eingetieft, sie ragen nicht in den Innenraum, sondern treten am Außenbau hervor und tragen so zur Gliederung der Nordfassade bei. Die Pfarrkirche St. Elisabeth ist ein wichtiger Vertreter der Sakralarchitektur der 1960er-Jahre: Grundriss, Baukubus und wandfeste Ausstattung zeigen die Auseinandersetzung mit klaren geometrischen Grundformen wie Rechteck, Kreis, Oval und sind durchdacht und kunstvoll in Beziehung gebracht. Mit ihrer Architektursprache und Materialität ist sie einer asketisch ausgerichteten Stilrichtung in der Baukunst der Moderne verpflichtet. Bei St. Elisabeth wird insbesondere am Außenbau die Entwicklung der Architektur vom Leichten und Grazilen der 1950er-Jahre zur geschlossenen strengen Masse der 1960er-Jahre deutlich, die durch ein Gegeneinander von Körper und Hohlraum skulptural gegliedert wird. Beton, der vermeintlich für die Ewigkeit geschaffen ist, schien der angemessene Baustoff gerade auch für einen Sakralbau.

Die zeittypische Architekturauffassung mit unverkleidetem Beton und elementaren Grundformen ist trotz Veränderungen und Teilverlusten der Ausstattung erlebbar. Die Pfarrkirche St. Elisabeth stellt eine qualitätvolle baukünstlerische Leistung dar, die auf charakteristische Weise die Baukunst der 1960er-Jahre widerspiegelt. Deshalb liegt ihre Erhaltung, insbesondere wegen des dokumentarischen und exemplarischen Wertes, im öffentlichen Interesse.

Es bleibt zu hoffen, dass sich ein Weg findet, dieses wichtige Gebäude zu erhalten.

Johannes Baumgartner
Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg
Abt. Immobilien, Bau und Diözesane Stiftungen

Dr. Wolfgang Kaiser
Dr. Dagmar Zimdars
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 26 – Denkmalpflege



Fassadendetail.

Innenraum nach Osten.



Turm.

Denkmalporträt



Leicht und beständig Das Tribünendach der Volksschauspiele Ötigheim

Die Volksschauspiele in Ötigheim bei Rastatt bieten heute fast 4000 Zuschauern einen regensicheren Sitzplatz mit guter Sicht auf die größte Freilichtbühne Deutschlands. Schon 1906 auf Initiative des charismatischen Gemeindepfarrers Joseph Saier gegründet, wies die auch überregional bekannte und beliebte Freiluftbühne in den 1950er-Jahren schwere Bauschäden auf, und eine übergreifende Sanierung der Anlage wurde unumgänglich. Kernstück des 1961 umgesetzten Vorhabens waren Abbruch und Neubau der abgestuften Zuschauertribüne von 1910, die kurz nach dem Krieg noch einmal instand gesetzt worden war. Der Tribünenneubau sollte nicht nur Schutz vor Regenschauern bieten, Schnee- und Windlasten trotzen, er sollte auch die Sicht auf das grandiose Bühnenpanorama wesentlich verbessern.

Die Gesamtplanung der überdachten Tribüne lag bei dem ehrenamtlich tätigen Architekten Emil Heid (geb. 1920) aus Ötigheim, der damals Leiter des Universitätsbauamtes Karlsruhe war. Bis zu seinem 1950 an der Karlsruher Hochschule erworbe-

nen Diplom studierte Heid bei den renommierten Professoren Egon Eiermann und Otto Ernst Schweizer. In der Planungsphase wurde Heid von dem Universitätslehrer und Bauingenieur Hans Hottinger auf das neuartige Jawerthsystem aufmerksam gemacht, das den Vorstellungen von Leichtigkeit und großer, weitgehend stützenfreier Spannweite entsprach. Hans Hottinger hatte das Jawerthsystem bereits 1960 bei einer Werkshalle für die Metallbaufirma Werner Klass in Offenburg (Eckenerst. 12) anwenden können. Dennoch bedeutete die offene Dachkonstruktion in Ötigheim für den Architekten Emil Heid und die Bauingenieure Neuland. Das Projekt bedurfte gewiefter Statiker, die eine Standfestigkeit der kühnen Konstruktion auf dem problematischen Untergrund aus Kies und Sand rechnerisch nachweisen konnten und das Projekt überhaupt genehmigungsfähig machten. In Ötigheim entstand im ersten Halbjahr 1961 ein leichtes Tribünendach mit großer Spannweite, das von zwölf so genannten „Jawerth-Bindern“ getragen wird. Das patentierte Tragsystem ist nach

*Konstruktionsschema,
1962.*



dem Stockholmer Ingenieur David Jawerth (1920–1998) benannt, der es erstmals 1955 bei der Schwimm- und Sporthalle im schwedischen Varnamö einsetzte. Etwa um 1960 schaffte Jawerth mit seiner Entwicklung den internationalen Durchbruch. Sein vergleichsweise kostengünstiges System bot sich an, wenn große Räume trägerfrei zu überbrücken waren. So überspannten Jawerths Seildachkonstruktionen bald zahlreiche Sportstadien, Fabrik- und Messehallen, sie überdachten vor allem in Westeuropa Supermärkte, Konzerthäuser und Flughafengebäude. Aber auch der Schah von Persien leistete sich 1960 einen eigenen Flugzeughangar mit Jawerth-Bindern.

Durch ihre Offenheit und Leichtigkeit bildet die Ötigheimer Tribüne im Reigen der Jawerth-Konstruktionen jedoch eine bauliche Besonderheit, zumal hier die Konstruktionsweise offen und unverhüllt zum Ausdruck kommt. Über eine Spannweite von 40 m laufen die vorgespannten Seilbinder zwischen zwei scheibenartigen Betonbindern parallel, um dann fächerartig in turmartige und halbkreisförmige Widerlager aus massivem Beton zu münden. Damit das Dach den großen Zugbelastungen standhalten konnte, wurden die flachen Betonbinder aus vorgespanntem Beton gegossen. Durch den lockeren Grund des in der Rheinebene typischen Schwemmlandes war man allerdings gezwungen, die gerundeten Widerlager tief zu gründen und die auftretenden Kräfte über ansetzende Plattenfundamente auch horizontal abzuführen. Die „Jawerth-Binder“ bilden in ihrer Form als Seilkonstruktion im Grunde massive Holzbinder nach, sie bestehen aus einem durchhängenden Tragseil, das über Stabstahl-Diagonalen mit dem gegenseitig gekrümmten Unterseil durch Gelenke verbunden ist. Dadurch werden feste Dreiecke gebildet, die so aussteifend wirken, dass sich die Seilbinder auch unter großer Belastung nicht wesentlich verformen. An ihrem Scheitelpunkt sind Ober- und Unterseil fest miteinander verbunden. Diese Konstruktion besitzt den Vorteil, dass sie Schneelasten aushalten kann, aber auch dem Seiten- und Unterdruck durch Windsog gewachsen ist, zumal hier Ober- und Unterseil ihre Funktion schlicht vertauschen können. Durch die Vorspannung beider Seile treten bei Belastung ausschließlich Zugkräfte auf, sodass zur Stabilität geringe Querschnitte der Seile ausreichend sind. Die Dachhaut besteht aus leichten Stahlblechprofilplatten mit einer wasserabweisenden Auflage. Insgesamt ermöglichte das Projekt einen hohen Grad der Vorfertigung bei minimalem Materialaufwand, wodurch der Transport kostengünstig und die Montage mit einfachen Mitteln zu bewerkstelligen war.

Das Ötigheimer Tribünendach stieß in der Fachwelt auf großes Interesse, viele Architekten und Bauingenieure, die aus den Veröffentlichungen in re-



Spannglied der Firma Jawerth, 2009.

nommierten Architekturzeitschriften von dem Projekt erfahren hatten, sahen sich die Konstruktion auch vor Ort an. Leichte Hängedächer hatte es als Idee zwar bereits in den 1930er-Jahren gegeben, doch erst seit den 1950er-Jahren wurden sie zu einem wichtigen Thema der Architektur. Im Gegensatz zu David Jawerth entwickelte Frei Otto hauptsächlich „Seilfachwerkstrukturen“, also im Gegensatz zum Bindersystem „Flächentragwerke“, die in den spektakulären Zeltdachbauten für das Münchener Olympiastadion 1967 bis 1972 einen Höhepunkt erreichen sollten. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass David Jawerth 1968 die Wetterfestigkeit der Münchener Zeltdächer öffentlich bezweifelte. Als Bauingenieur war er freilich auch Verkäufer seines Systems, das heute als Meilenstein in der Entwicklung leichter Seiltragwerke gilt. Die überdachte Tribüne der Volksschauspiele ist seit 1994 ein Kulturdenkmal und wurde 1995 auch mit finanzieller Hilfe instandgesetzt.

Praktischer Hinweis

Volksschauspiele Ötigheim
Kirchstr. 5, 76470 Ötigheim
Tel. 072 22 / 96 87 90
www.volksschauspiele.de

Dr. Clemens Kieser

Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege

Widerlager nach Fertigstellung, 1961.



Denkmalporträt



Der Archäologische Wanderweg Nagold–Jettingen

Eine Wanderung auf den Spuren von Kelten, Römern und mittelalterlichen Grafen

2003 entstand der Archäologische Wanderweg Nagold–Jettingen als gemeinsames Projekt der Stadt Nagold und der archäologischen Denkmalpflege. Seine Verwirklichung verdankt er in erster Linie dem Engagement von Hans Dieter Maiwald, der den Raum Nagold als ehrenamtlich Beauftragter für archäologische Denkmalpflege betreut. Herr Maiwald hat durch das Einwerben von Sponsorengeldern aus der Region die Finanzierung dieses Projekts gesichert. Der Wanderweg bietet die Möglichkeit, in einer reizvollen Landschaft auf Spurensuche zu gehen. Bei der Stadtverwaltung Nagold ist eine kleine Broschüre erhältlich, die über die Wegerouten und die einzelnen Denkmäler informiert. Es können acht kulturhistorisch bedeutende Stätten von der Kelten- und Römerzeit bis zum Mittelalter erkundet werden. All diese Denkmäler sind nur noch der Rest eines ursprünglich wesentlich umfangreicheren Bestandes, aber dennoch aussagekräftige Zeugen der reichen und überaus interessanten Nagolder Geschichte. Als Wegsymbol wurde eine spätkeltische Goldmünze, ein so genanntes „Regenbogenschüsselchen“ gewählt, das im 19. Jahrhundert in Nagold gefunden wurde.

Es wurde bewusst darauf verzichtet, die Wegerouten mit einer festgelegten Reihenfolge der In-

formationstafeln zu verbinden – wie bei der Beschäftigung mit der Geschichte bleibt es jedem selbst überlassen, wo man einsteigt und wo man den Pfad wieder verlässt.

Es bietet sich ein Einstieg beim Großgrabhügel „Krautbühl“ am Stadtrand von Nagold beim Schwimmbad an. Er zählt zu den größten und besterhaltenen Grabhügeln Baden-Württembergs und wurde in frühkeltischer Zeit (7.–5. Jahrhundert v. Chr.) als Grabmonument für einen vornehmen Kelten angelegt, der zu seinen Lebzeiten wahrscheinlich auf dem schon damals befestigten Schlossberg von Nagold residierte. Er stellt das älteste sichtbare Monument aus der Geschichte Nagolds dar und ist als geschütztes Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung in das Denkmalsbuch von Baden-Württemberg eingetragen.

Vom Krautbühl gelangt man in ca. 15 Minuten zur Remigiuskirche am westlichen Stadtrand von Nagold. Schon 1920 wurden hier die in der Kirche verbauten römischen Architekturteile erkannt. Archäologische Untersuchungen ergaben dann, dass die Kirche in den Ruinen einer römischen Villa rustica des 2./3. Jahrhunderts errichtet wurde.

Ein ursprünglich in der Kirche vermauerter „Viergötterstein“ mit Reliefdarstellungen der römischen Götter Merkur, Minerva, Juno und Herkules ist

heute im Rathausfoyer ausgestellt. Er weist eine Besonderheit auf: Die Darstellung des Herkules wurde im frühen Mittelalter umgearbeitet und sollte wohl den heiligen Remigius verkörpern.

Die Remigiuskirche dürfte mit ihrer frühesten Bauphase auf einen für das 7. Jahrhundert überlieferten fränkischen Königshof zurückgehen. Hier vollzog am 3. Mai 786 Graf Gerolt der Jüngere, der Bruder der Königin Hildegart und damit Schwager Karls des Großen, eine Schenkung an das Kloster St. Gallen. Die Remigiuskirche war bis um 1400 auch Pfarrkirche der Stadt Nagold. Archäologische und baugeschichtliche Forschungen ergaben zahlreiche Bauphasen. Ihre heutige Gestalt erhielt die Kirche in der Spätgotik, doch lassen sich noch viele ältere Details erkennen, zum Beispiel die sekundär verbauten römischen Pfeiler im Chorbogen und romanische Fensteröffnungen im Langhaus.

Auf verschiedenen Wegen gelangt man auf den Schlossberg von Hohennagold. Hier haben sich, wie Keramikfunde belegen, bereits während der Bronzezeit (ca. 1400 v. Chr.) Menschen niedergelassen. Mit Wehranlagen befestigt wurde der Berg wohl in der spätbronzezeitlichen Urnenfelderkultur (ab ca. 1200 v. Chr.). In frühkeltischer Zeit, der so genannten Hallstattzeit (7.–5. Jahrhundert v. Chr.) und der darauf folgenden frühen Latènezeit (5./4. Jahrhundert v. Chr.), ist mit einer circa 1 ha großen befestigten Siedlung zu rechnen, die für das Umland sicherlich schon die Funktion eines Zentralortes hatte. Der heute noch sichtbare Abschnittswall gegen den Bergsattel gehört wahrscheinlich in vorgeschichtliche Zeit.

Die Anlage der mittelalterlichen Burg erfolgte um die Mitte des 11. Jahrhunderts durch die Grafen im Nagoldgau, die bald nach ihrem neuen Herrschaftszentrum Tübingen benannt und um 1145 Pfalzgrafen wurden. Sie bauten die Burg im 12. Jahrhundert stark aus, bereits im 13. Jahrhundert kam sie in den Besitz der Grafen von Hohenberg, die sie im 14. Jahrhundert an die Grafen von Württemberg verkauften. Bis zu ihrer Zerstörung

1645/46 war sie meist mit württembergischen Dienstleuten besetzt.

Von der Hohennagold aus kann man in etwa 45 Minuten in nördlicher Richtung zum „Fleckenwald“ wandern, in welchem sich zahlreiche aus Steinen aufgehäufte Hügel und wallartige Strukturen finden. Die Hügel liegen fast immer in Gruppen beieinander und erreichen bei Durchmesser von 15 bis 20 m Höhen von bis zu 2 m.

Bislang gibt es keine sicheren Anhaltspunkte für ihre genaue Datierung, eine nahe liegende Erklärung wäre eine Entstehung als Lesesteinhaufen im Zusammenhang mit der Rodung und Anlage von Wirtschaftsflächen, wie sie beispielsweise im Spätmittelalter in größerem Umfang vorgenommen wurde. Bei manchen Hügelgruppen könnte es sich aber aufgrund ihrer exponierten Lage durchaus auch um vorgeschichtliche Grabhügel handeln.

Wenn man aus dem Stadtgebiet nach Norden auf die Höhe in Richtung Emmingen wandert, erreicht man die Rötenhöhe. Bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts ist beim Hof Rötenhöhe das ausgedehnte Areal eines römischen Gutshofes bekannt. Teile davon wurden archäologisch untersucht, dabei kamen auch Grabfunde der späten Urnenfelderzeit (ca. 1000–800 v. Chr.) und Siedlungsreste der Späthallstattzeit (6./5. Jahrhundert v. Chr.) zum Vorschein. Wegen der nahen Quellen waren die flachen Hang- und Terrassenlagen um Nagold schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt. Von der Rötenhöhe kann man in ca. 1 Stunde nach Osten auf die Hochfläche bei Oberjettingen wandern und die keltische Viereckschanze im Wald „Lehleshau“ besichtigen. Sie stellt ein relativ gut erhaltenes Beispiel für diese rechteckigen Wall-Graben-Anlagen der späten Latènezeit (2./1. Jahrhundert v. Chr.) dar. Lange Zeit hielt man die Viereckschanzen für keltische Heiligtümer, erst archäologische Grabungen seit den 1990er-Jahren lieferten Hinweise darauf, dass es sich um gutshofartige ländliche Siedlungen gehandelt hat.

Der archäologische Wanderweg Nagold–Jettingen ist ein gutes Beispiel, wie Informationen zu Denkmälern und somit Mosaiksteinchen der lokalen Kulturgeschichte der Öffentlichkeit vermittelt werden können.



Praktischer Hinweis

Informationen zum archäologischen Wanderweg
Nagold–Jettingen
Tourist-Information
Marktstraße 27, 72202 Nagold
Tel. 07452 / 681135
www.nagold.de

Dr. Günther Wieland
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 26 – Denkmalpflege

*Informationstafel zur
Remigiuskirche am
Archäologischen Wanderweg
Nagold–Jettingen.*

Ortstermin



Die Instandsetzung des Gebäudes Ackergasse 6 in Schwäbisch Gmünd

Das in der Schwäbisch Gmünder Innenstadt gelegene Wohngebäude Ackergasse 6 kann auf eine lange, wechselvolle Geschichte zurückblicken. Im Lauf der Zeit seiner ursprünglichen Funktion entzogen und durch mangelnde Bauunterhaltung zunehmend dem Verfall preisgegeben, war es bis in die 1990er-Jahre stark abbruchgefährdet (s. Bild oben). Seine Rettung erfolgte erst nach dem Erwerb durch die Stadt Schwäbisch Gmünd, die sich maßgeblich für den Erhalt des denkmalgeschützten Gebäudes einsetzte, sodass es nach sorgfältiger Restaurierung seiner neuen Bestimmung als Wohn- und Geschäftshaus zugeführt werden konnte. Noch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts war das historische Erscheinungsbild der Ackergasse, einst zur so genannten Eutighofer Vorstadt gehörend, durch eine lockere Bebauung mit zweigeschossigen Giebel-, barocken Wohnhäusern oder Scheunen bzw. gründerzeitlichen Industriebauten geprägt. Leider wurde der größte Teil des historischen Baubestands in diesem Areal in den 1970er- und 1980er-Jahren abgebrochen. Umso erfreulicher ist es, dass mit der Instandsetzung des Gebäudes Ackergasse 6 ein Baudenkmal erhalten geblieben ist, das den Maßstab des einstigen Altbaubestandes tradiert.

Archivalische Belege zur Baugeschichte des traufständigen zweigeschossigen Gebäudes sind bis auf Eintragungen im Häuserbuch von 1783 und im

Güterheft vor 1900 nicht erhalten. Dendrochronologischen Untersuchungen zufolge datiert das Fachwerkhaus in seiner Grundsubstanz noch in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts (1432/1433). Ursprünglich war es in Ständerbauweise errichtet, besaß ein vorspringendes Giebelgeschoss, einen zweifach stehenden Dachstuhl, ein Krüppelwalmdach und einen ehemals offenen Rauchabzug. Es entstand in einem Areal, das sich bereits im 14. Jahrhundert aus einem eigenständigen Ort gebildet hatte und überwiegend landwirtschaftlich genutzt wurde. Aus der Erbauungszeit haben sich verblattete Holzverbindungen und Teile der Bohlenwände erhalten. Größere Umbaumaßnahmen fanden im 17./18. Jahrhundert statt. Zu dieser Zeit kam es allgemein zu einschneidenden städtebaulichen Veränderungen, denn durch das Erstarken des Edelmetallgewerbes erlebte die Stadt einen finanziellen Aufschwung, der umfangreiche Bautätigkeiten nach sich zog. 1776 wurden unter dem Goldschmied Johann Michael Hartmann das Fachwerk in den unteren Gebäudezonen durch Mauerwerk ersetzt, die Fachwerkkonstruktion überputzt und Kreuzstockfenster mit geohrten Sandsteingewänden eingebaut. In diese Zeit datieren auch Eckquaderung, Eingangsportal und die heute wieder sichtbaren vertikal verlaufenden Rillen mit ockerfarbenen Bändern im Bereich der Erdgeschosszone, die eine Flächenrustika imitieren (s. Abb. un-

ten). Diese Umbaumaßnahmen, die für das Erscheinungsbild des Hauses prägend wurden, sind in schriftlich auf dem Schlussstein am Eingangsportale (1776) belegt. Mehrere Umbau- und Modernisierungsmaßnahmen fanden auch im 19. Jahrhundert statt, so beispielsweise der Ausbau des ersten Dachgeschosses, die Erneuerung der Fenster im Obergeschoss und der Einbau des Dachhauses an der Ostfassade, Letzterer 1897 unter dem damaligen Besitzer, dem Bildhauer Lorenz Benz. Auch die Innenräume wurden während dieses Jahrhunderts mittels Schablonenmalerei dem damaligen Zeitgeschmack entsprechend ausgeschmückt (s. Abb. oben). Das unmittelbare Umfeld des Gebäudes Ackergasse 6 war zu dieser Zeit durch industrielle Bauten geprägt, so beispielsweise die Binder'sche Fabrik, die sich ursprünglich auf dem Areal des heutigen Parlermarktes befand. In den 1950er- und 1960er-Jahren fungierte das Gebäude Ackergasse 6 als Milch- und Kolonialwarenladen beziehungsweise Lagerhaus. Seit 1980 ungenutzt, wurde es in den 1990er-Jahren im Zusammenhang mit einem Abbruchantrag des damaligen Eigentümers seitens des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg auf seine Kulturdenkmaleigenschaft hin überprüft. Die Inventarisierung der Landesdenkmalpflege stellte die Kulturdenkmaleigenschaft gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz fest und nahm das Gebäude in die Liste der Kulturdenkmale auf. Die hohe Wertigkeit des Gebäudes Ackergasse 6 führte 2001 zum Erwerb durch das kommunale Wohnbauunternehmen der Stadt Schwäbisch Gmünd, das durch umfangreiche Sanierungsmaßnahmen zwischen 2005 und 2006 den Erhalt des Gebäudes ermöglicht hat. Im Vorfeld fanden restauratorische und bauhistorische Untersuchungen statt, die Neues zur Baugeschichte beitrugen und anhand derer ein Konzept zur Instandsetzung erstellt werden konnte. Denkmalpflegerische Zielsetzung waren hierbei die Sicherung und der Erhalt des hochwertigen historischen Bestandes sowie die Wiederherstellung des äußeren Erscheinungsbildes in seiner Wirkung auf die Umgebung. So wurden die aus dem barocken Umbau stammenden Putzflächen, die im Erdgeschossbereich auf der West-, Süd- und Ostfassade noch großflächig vorhanden waren, freigelegt und ergänzt. Sanierungsbegleitend wurden Untersuchungen hinsichtlich der historischen Farbigkeit des Gebäudes einschließlich der Fenster vorgenommen und auf dieser Grundlage ein Farbkonzept erstellt und umgesetzt (s. Abb. rechts). Daneben galt es, das Gebäude unter Berücksichtigung denkmalpflegerischer Aspekte so umzugestalten, dass es sowohl für gewerbliche als auch für eine Wohnnutzung verwendbar war. Als problematisch erwies sich die Treppensituation, die in ihrer Form heutigen baurechtlichen Anforderungen nicht entsprach. Aber



Mithilfe einer Schablone Ende des 19. Jahrhunderts aufgemalter Fries in einem der Räume.

auch für dieses Problem konnte eine denkmalverträgliche Lösung gefunden werden. Ein moderner Anbau auf der Westseite enthält neben dem Treppenhaus auch zeitgemäße sanitäre Anlagen und Haustechnik. Nicht zuletzt konnten hierdurch ein Eingriff in die historische Bausubstanz vermieden sowie wertvolle Wohn- und Nutzfläche gewonnen werden. Im Erd- und Obergeschoss entstanden lichtdurchflutete Räume zur gewerblichen Nutzung und im Dachgeschoss eine großzügige, helle Wohnung. Hervorzuheben ist ferner, dass das Kulturdenkmal durch die Anlage eines kleinen Gartens samt Bäumchen ein würdiges Umfeld zurückerhalten hat und als quasi letzter Zeitzeuge in diesem Bereich auch seine unmittelbare Umgebung wirkungsvoll aufwertet.

Janine Butenuth M.A.

*Kunst- und KulturGut**

Schelztorstraße 35

73728 Esslingen

Ansicht von Südosten, Zustand nach der Instandsetzung mit restauratorisch nachgewiesener Farbfassung der prägenden barocken Umgestaltung von 1776.



Mitteilungen

Haben Sie schon das Register dieser Zeitschrift?

Mit fortschreitender Zahl der Jahrgänge wird es schwieriger, einen Überblick über die Heftinhalte einer Zeitschrift zu bekommen. Deshalb gibt es seit Ende 2008 ein Gesamtregister der Jahrgänge 1/1972 bis 37/2008 des Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege. Neben den Inhaltsverzeichnissen der einzelnen Hefte umfasst es ein Themen-, Orts- und Autorenregister sowie eine Übersicht über die Buchbesprechungen. Das Register setzt das erste Register aus dem Jahr 1982 fort, das den Zeitraum von 1958 bis 1970 abdeckte. Wir hoffen, Ihnen damit die gezielte Suche nach älteren Beiträgen zu erleichtern, und wünschen Ihnen auch für die Zukunft eine angenehme Lektüre.

Interessenten können das neue Register kostenfrei bestellen bei:

Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege

Frau Glass-Werner

Telefon 07 11 / 90 445 203 (Mo-Do)

E-mail: nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de.

Online finden Sie das Register auch auf der Homepage der Landesdenkmalpflege:

<http://www.denkmalpflege-bw.de/publikationen-und-service/publikationen/nachrichtenblatt/register.html>

Künstliche Leuchtmittel vom Altertum bis in die frühe Neuzeit

Bericht vom Dritten Internationalen Kongress der ILA in Heidelberg

Ein Spezialgebiet der Archäologie ist die Lychnologie (abgeleitet von griechisch *lychnos* – Lampe, Leuchter oder Licht). Sie beschäftigt sich mit der Erforschung künstlicher Leuchtmittel vom Altertum bis in die frühe Neuzeit. Um den internationalen Erfahrungsaustausch zu gewährleisten, haben sich die Vertreter dieses Wissenschaftszweiges zur „International Lychnological Society/ ILA“ zusammengeschlossen. Sie hatte zu ihrem dritten Internationalen Kongress geladen, der vom 21. bis 26. September 2009 in Heidelberg stattfand. Als Auftakt wurden in einem Überblick Forschungsarbeiten und wissenschaftliche Tagungen der vergangenen Jahre vorgestellt. Das Interesse der Tagungsteilnehmer reichte von Untersuchungen technischer Methoden der Lampenherstellung, ikonografischen Fragestellungen, verschiedenen Lampentypen und deren Adaptionen bis hin zur Bearbeitungen antiker Tonlampen bestimmter regionaler Zentren. Die Veranstaltung darf als Forum gewertet werden, das den internationalen Rahmen nutzte, um die einschlägigen Forschungsergebnisse publik zu machen und wissenschaftliche Kontakte zu knüpfen beziehungsweise zu intensivieren. Auf dieser Basis sollen der Einblick in ein zentrales Thema menschlicher Kultur, die Entwicklungsgeschichte der Beleuchtung und der Umgang mit ihr weiter ermöglicht und erleichtert werden. Als Rahmenveranstaltungen fanden eine Posterpräsentation, Exkursionen (u. a. nach Speyer, Rheinzabern und Erbach im Odenwald) sowie eine Begleitausstellung im Heidelberger Universitätsmuseum statt.

Jutta Ronke

Aktionsbeginn „Denkmalschutz und Schule – Grundschüler erleben Denkmale“

Mit zwei Auftaktveranstaltungen in Esslingen und Freiburg startete im November 2009 die Aktion „Denkmalschutz und Schule – Grundschüler erleben Denkmale“.

Ziel der Aktion ist es, Grundschüler für das Thema Denkmalpflege zu sensibilisieren (vgl. dazu auch Heft 4/2009 der „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“, S. 212–213). Während für Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe I in der bundesweiten Schulaktion „denkmal aktiv – Kulturerbe





Ein Heimatforscher in Ingolstadt nimmt die Schüler mit auf den Weg in die Vergangenheit eines Denkmals.

macht Schule“ (Deutsche Stiftung Denkmalschutz) bereits Unterstützungssysteme mit Anregungen und Modellen zu denkmal- und denkmalschutzorientierten Projekten bestehen, fehlte ein vergleichbares Angebot für die Primarstufe bislang. Um diese Lücke im Grundschulbereich zu schließen, initiierte der Deutsche Architekten- und Ingenieurverein (DAI) 2007 in Bayern eine Denkmalaktion zur Vermittlung von Kulturkompetenz an Grundschüler. Inzwischen beteiligen sich in Bayern bis zu 58 Schulen pro Jahr an der Aktion. Im März 2009 haben das Landesamt für Denkmalpflege, das Referat Denkmalpflege im Wirtschaftsministerium, das Kompetenzzentrum für historische Landeskunde im Unterricht (MWK) und der Architekten- und Ingenieurverein Stuttgart beschlossen, die Aktion auf Baden-Württemberg zu übertragen. Im Folgenden hat sich eine Reihe von denkmalerfahrenen Architekten bereit erklärt, ehrenamtlich mit Grundschulklassen zusammen Denkmale zu erkunden und Schutzmaßnahmen zu deren Erhalt zu erklären. Die Landesdenkmalpflege begrüßt die Aktion, da sie dort insbesondere vor dem zunehmenden Migrationshintergrund vieler Kinder Handlungsbedarf sieht. Auch aus Sicht des Kultusministeriums ist die Aktion in besonderer Weise geeignet, Kinder am Beispiel von Denkmälern der eigenen Lebenswelt mit Kulturgütern, ihrer Wertschätzung und der Aufgabe ihrer baulichen Sicherung vertraut zu machen. Die Aktion fördert die im Bildungsplan erwünschte „Auseinandersetzung mit Heimat im weiteren historischen und geografischen Kontext“ und trägt zur Vermittlung von Kompetenzen bei, die junge Menschen befähigen, „sich an ihrer eigenen Be-

heimatung aktiv zu beteiligen“ (Bildungsplan Grundschule 2004, S. 96). Die Denkmalpflegeprojekte lassen sich im Fächerverbund „MeNuK“ (Mensch, Natur und Kultur) unterbringen. Über die Schulämter wurden die Grundschulen auf die Aktion hingewiesen. Inzwischen konnten in den für die Pilotphase 2010 ausgewählten Regierungsbezirken Stuttgart und Freiburg elf bzw. fünf Kooperationen zwischen Architekt und Schule vermittelt werden. Die Projekte finden zwischen März und Juni 2010 am Standort von Schule und dem vom Architekten betreuten Denkmal statt. Es ist beabsichtigt, die Projektergebnisse anschließend im Internet vorzustellen. Bei Erfolg soll die Aktion im nächsten Schuljahr auf die Regierungsbezirke Karlsruhe und Tübingen ausgeweitet werden.

„Spurensuche“ im Denkmal in Schwäbisch-Hall.



Kostenloses Infomaterial der Landesdenkmalpflege

Jedes Jahr gibt die Landesdenkmalpflege neues Informationsmaterial zu unterschiedlichen Themen heraus. 2008 und 2009 sind folgende Flyer erschienen:

Landesgartenschau Villingen-Schwenningen – Grabhügel und Hügelgräber
Ehrenamtliche Beauftragte für die Archäologische Denkmalpflege
Historischer Fachwerkbau – Regierungsbezirk Stuttgart
Kirchliches Gerät aus Metall – Empfehlung zu Umgang und Pflege
Europäische Wasserrahmenrichtlinie – Auswirkungen auf die Archäologie
Grenzsteine – Erhaltenswerte Zeugnisse der Geschichte
Die Gruft der Herzöge von Württemberg in der Stuttgarter Stiftskirche
Ziegelei und Töpferei in Stettfeld
Firstländer-Haus in Zeutern

Eine Übersicht über das gesamte Angebot des Infomaterials gibt es auf der Homepage der Landesdenkmalpflege unter:

<http://www.denkmalpflege-bw.de/publikationen-und-service/publikationen/infobroschueren.html>

Dort besteht die Möglichkeit zur Online-Bestellung oder aber zum Herunterladen.

Darüber hinaus kann das Material auch angefordert werden unter:

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Frau Glass-Werner
Telefon 07 11/ 90445 203 (Mo–Do)
E-mail: nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de.

„Kulturelles Erbe in seiner Gesamtheit und Vielfalt erhalten“

Appell des Nationalkomitees für Denkmalschutz an Bund, Länder und Kommunen

Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz hat auf seiner Jahrestagung am 23. November 2009 in Schwäbisch Hall einen Appell zum Erhalt des kulturellen Erbes in seiner Gesamtheit und Vielfalt verabschiedet. Darin heißt es unter anderem, dass für den Erhalt der Denkmäler in Deutschland trotz hervorragender Förderungen durch Bund, Länder und Gemeinden nach wie vor ein wirkungsvollerer Schutz erforderlicher sei.



„Bund, Länder und Kommunen müssen dafür Sorge tragen, dass Denkmalschutz kein fakultativer, sondern gleichberechtigter öffentlicher Belang ist“, sagte die neue Präsidentin des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, Frau Dr. Herlind Gundelach, Hamburger Senatorin für Wissenschaft und Forschung.

Das Komitee forderte die beteiligten Stellen in Deutschland auf, Denkmalschutz im Bundesrecht zu verankern und die Fach- und Vollzugsbehörden in der Ausübung der bestehenden Denkmalschutzgesetze zu unterstützen.

Appell: „Das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz appelliert an Bund, Länder und Gemeinden und fordert sie auf, den Denkmalschutz im Bundesrecht wirkungsvoll zu verankern, die bestehenden Denkmalschutzgesetze auf Länderebene konsequent umzusetzen und die Fach- und Vollzugsbehörden bei der Ausführung der Gesetze so zu stärken, dass die Gesamtheit und Vielfalt des kulturellen Erbes in seiner Bedeutung erhalten bleibt. Denn: Denkmal- und Kulturgüterschutz in der Bundesrepublik Deutschland ist eine Staatsaufgabe von besonderem Rang. Die Forderung des Komitees, Kultur als Staatsziel zu verankern, wird deshalb bekräftigt.

Bund, Länder und Gemeinden leisten bei der Förderung hochrangiger und über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannter Kulturdenkmäler Hervorragendes. Diese Denkmäler sind Wahrzeichen und gleichsam Werbeträger für unser Land. Solche außerordentlichen Leistungen dürfen jedoch nicht darüber hinweg täuschen, dass für den Erhalt der Denkmäler mehr denn je in Deutschland wirkungsvoller Schutz und Pflege erforderlich sind. Außerdem darf die finanzielle Unterstützung denkmalpflegerischer Maßnahmen bei Welterbestätten oder anderen ausgezeichneten Denkmälern nicht dazu führen, dass der Erhalt und die Förderung von Denkmälern in der Fläche schwieriger werden. Mit der Ratifizierung des Welterbeabkommens hat sich die Bundesrepublik Deutschland verpflichtet, den Gesamtbestand des Kultur- und Naturerbes auf ihrem Gebiet zu erhalten.“

Ausstellungen

Entdecken. Erfassen. Erforschen. Erhalten.
Archäologie und Baudenkmalpflege

Regierungspräsidium Karlsruhe (am Rondellplatz)
Karl-Friedrich-Str. 17, 76247 Karlsruhe
24. März bis 25. April 2010
Di bis So 11–18 Uhr

Eintritt frei

Im Mittelpunkt der Karlsruher Ausstellung stehen die Ergebnisse der jüngeren archäologischen Ausgrabungen im Regierungsbezirk. Exponate und Erläuterungen spannen den Bogen vom Spätneolithikum mit Silexdolch und Steinbeilen aus Oberdingen über die keltische Eisenproduktion bei Neuenbürg bis hin zur römischen Besiedlung in städtischen Zentren am Beispiel von Ladenburg. Thematisiert werden auch die Besiedlung auf dem Land und am Limes, frühmittelalterliche Gräberfelder mit reichen Beigaben, die Stadtarchäologie in Pforzheim und Heidelberg sowie schließlich die archäologischen Untersuchungen an Burgen und Klöstern. Besonders dort werden die Verbindungen der Archäologischen Denkmalpflege zur Arbeit der Baudenkmalpflege deutlich. Exemplarisch ist hier das UNESCO-Welterbe Kloster Maulbronn zu benennen.

Der See erzählt. Unterwasserarchäologie & Seenforschung

Eine Wanderausstellung im Rahmen des Interreg-IV-Projektes „Erosion und Denkmalschutz am Bodensee und Zürichsee“

Regierungspräsidium Stuttgart
Ruppmannstr. 21, 70565 Stuttgart
4. Februar bis 19. März 2010
Mo bis Fr 8–17 Uhr

Galerie im Bahnhof
Seestraße 3, 78354 Sipplingen
25. März bis 14. Mai 2010

25. März bis 30. April 2010: Mo bis Do 9–12
und 14–17 Uhr,
Fr 9–12 Uhr
1. Mai bis 14. Mai 2010: Mo bis Fr 9–12 und
14–17 Uhr

Die Pfahlbauten zählen zu den bedeutendsten archäologischen Kulturgütern Europas. Häuser, Kulturschichten und Funde, ja ganze Dorfanlagen der

Steinzeit und Bronzezeit, blieben, von Seeablagerungen überdeckt, in einzigartiger Weise unter Sauerstoffabschluss konserviert. Am Grund der Seen liegen zudem jahrhunderte- und jahrtausendealte Schiffswracks oftmals noch unerforscht unter Wasser. Leider sind die Fundstellen in der Uferzone heute zunehmend von Erosion bedroht. Die Ausstellung „Der See erzählt... Unterwasserarchäologie & Seenforschung“ ist Teil des grenzüberschreitenden und interdisziplinären Projektes „Erosion und Denkmalschutz am Bodensee und Zürichsee“, das gemeinsam vom Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg im Regierungspräsidium Stuttgart, dem Amt für Archäologie des Kantons Thurgau, der Kantonsarchäologie Zürich, dem Institut für Seenforschung des Landes Baden-Württemberg und dem Vorarlberger Landesmuseum getragen und im Rahmen von Interreg IV von der Europäischen Union unterstützt wird. Das Limnologische Institut der Universität Konstanz und das Wasserforschungs-Institut der Eidgenössischen Technischen Hochschulen (EAWAG) sind Kooperationspartner.

Hier haben sich Archäologen und Seenforscher zusammengefunden, um die Erosionsvorgänge in der Flachwasserzone besser zu verstehen und gemeinsam Konzepte gegen die zunehmende Zerstörung der Fundstellen zu entwickeln. Zugleich soll die Öffentlichkeit über die Bedeutung und Gefährdung der Pfahlbauten informiert werden.

Die Ausstellung präsentiert originale Pfahlbau-funde und berichtet über die archäologischen Schätze unter Wasser, die Gefahren, denen sie ausgesetzt sind, und darüber, was zu ihrer Rettung getan werden kann.



Neuerscheinungen

Chronologisch-chorologische Untersuchung des späthallstatt- und frühlatènezeitlichen „Fürstensitzes“ auf dem Münsterberg von Breisach (Grabungen 1980–1986)

Ines Balzer
Materialhefte zur Archäologie
in Baden-Württemberg, Band 84
Hg. v. Regierungspräsidium Stuttgart –
Landesamt für Denkmalpflege
Stuttgart 2009, 518 S., 110 Textabbildungen,
16 Tab., 199 teils farb. Taf. und 27 Beil.
ISBN 9783 8062 22982, 62 Euro
Bezug über Theiss Verlag



Der Breisacher Münsterberg wird seit Langem zu den so genannten frühkeltischen Fürstensitzen Mitteleuropas gezählt. Als Fürstensitze werden jene Höhensiedlungen des 6. und frühen 5. Jahrhunderts v. Chr. bezeichnet, die sich in exzeptioneller topografischer Lage befinden, in ihrem Fundgut Bezüge in den mediterranen Raum aufweisen und in Sichtweite der Bestattungsplätze herausragender keltischer Persönlichkeiten liegen. Durch die bis heute andauernde dichte Besiedlung Breisachs waren für die Archäologen lange nur kleinere Baugrubenbeobachtungen möglich. Dies änderte sich mit der geplanten Bebauung an der Kapuzinergasse (1980–1983) und der Rathausenerweiterung mit Tiefgaragenbau (1984–1986). Im Vorfeld der Bauarbeiten wurden großflächige archäologische Untersuchungen vorgenommen, die eine Besiedlung des Bergplateaus in frühkeltischer Zeit von etwa Anfang des 6. Jahrhunderts v. Chr. bis in das 4. Jahrhundert v. Chr. hinein zeigten. Es fanden sich viele Hinweise auf Beziehungen der frühkeltischen Bevölkerung in alle Himmelsrichtungen: Scherben eines in Slowenien und Norditalien beheimateten Vorratsgefäßes, bemalte „Vixien“-Keramik aus Burgund sowie Fragmente schwarz- und rotfiguriger griechischer Keramik. Die Überreste von Weinamphoren aus Marseille deuten auf keltische Trinkvorlieben hin, die später auch von antiken Autoren bezeugt wurden. Einzigartig ist auch das häufige Vorkommen frühesten Drehscheibenkeramik, deren Entwicklung anhand mineralogischer und technologischer Untersuchungen erstmals an einem früheisenzeitlichen Fundort aufgezeigt werden konnte.



Das frühmittelalterliche Gräberfeld Weingarten

Claudia Theune-Vogt und Constanze Cordes
Führer zu archäologischen Denkmälern
in Baden-Württemberg, Band 26
Hg. v. Landesamt für Denkmalpflege im
Regierungspräsidium Stuttgart

Stuttgart 2009, 92 S., 72 farb. Abb.,
ISBN 978-3-8062-2373-6, 12 Euro
Bezug über Theiss Verlag

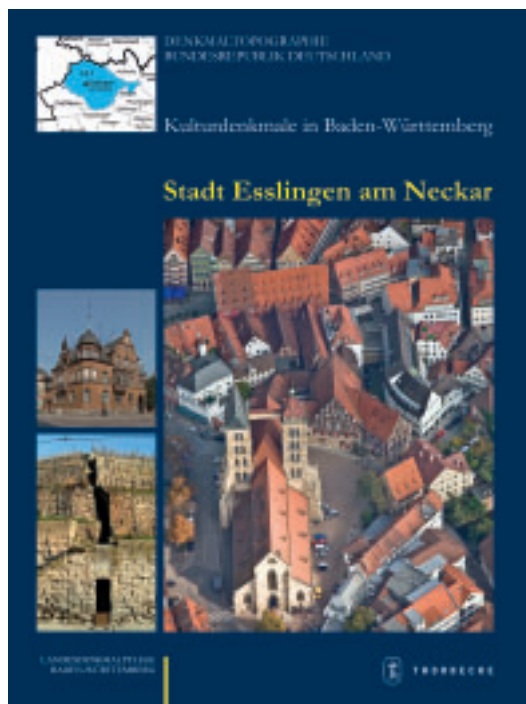
Das frühmittelalterliche Gräberfeld Weingarten im Kreis Ravensburg wurde 1952 zufällig bei Bauarbeiten entdeckt. Mit 801 Gräbern ist es nach wie vor einer der größten Fundorte aus jener Zeit im südwestdeutschen Raum. Die variationsreichen und individuellen Grabausstattungen erlauben Einblicke in die Zeit vom 5. bis 8. Jahrhundert n. Chr. In zahlreichen wissenschaftlichen Untersuchungen konnten Informationen über Bekleidung, Handwerk, Bewaffnung, Ernährung, Glauben, Handel und viele andere Bereiche des Alltags gewonnen werden. So kann heute ein facettenreiches Bild vom Leben im frühmittelalterlichen Weingarten gezeichnet werden.

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland, Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Stadt Esslingen am Neckar

Hg. v. der Landesdenkmalpflege Baden-Württemberg Ostfildern 2009, 424 S., mit zahlr. farb. Abb., ISBN 978-3-7995-0834-6, Subskriptionspreis: 35 Euro, ab 5. April 2010: 45 Euro Bezug über Jan Thorbecke Verlag

Ende 2009 ist der neue, reich bebilderte Band der Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland erschienen, der die Kulturdenkmale der Stadt Esslingen am Neckar vorstellt. Das über 400 Seiten starke Buch wurde vom Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, mit großer Unterstützung durch die Stadt Esslingen erarbeitet.

Die Stadt Esslingen am Neckar ist berühmt für ihre gut erhaltene Altstadt mit wertvollen mittelalterlichen Kirchen und zahlreichen Fachwerkhäusern. Die Weinberge prägen das Stadtbild ebenso wie die Neckarkanäle, die Industrialisierung hat im 19. Jahrhundert mit Fabrikgebäuden, Fabrikantenvillen und neuen Wohnquartieren ihren Teil zum heutigen Stadtbild beigetragen. 23 weitere Ortsteile bereichern heute das Stadtgebiet. Ihre sehr unterschiedliche Geschichte von mittelalterlichen Weilern bis zu Neugründungen des 19. und 20. Jahrhunderts spiegelt sich in den heutigen Ortsbildern wider. Über 600 Kulturdenkmale tragen heute dazu bei, dass die reiche und vielfältige Geschichte Esslingens im Stadtbild ablesbar ist. In der Denkmaltopographie werden sie in ihren historischen und topografischen Zusammenhang eingebunden. Mit charakterisierenden Texten und



über 1000 überwiegend farbigen, historischen und aktuellen Aufnahmen werden die 546 Bau- und Kulturdenkmale sowie die 59 archäologischen Denkmale vorgestellt. Ein umfangreiches, farbiges Kartenbeiblatt erleichtert die Lokalisierung der Denkmale im Stadtgebiet.

Mit diesem Buch ist ein neues Standardwerk zur baulichen Überlieferung der Stadt Esslingen entstanden. Zu jedem Kulturdenkmal findet sich ein knapper, gut lesbarer Text, der die Geschichte und die Bedeutung des Objekts benennt. Die aktuellen Fotos machen das Buch zu einem interessanten Bilderbuch, das zum Schmökern und Entdecken einlädt. Das gewohnte Stadtbild kann neu gesehen beziehungsweise gelesen werden und wird so zu einem spannenden Geschichtsbuch.

Buchbesprechung

Architektur der Nachkriegsmoderne in Pforzheim

Christoph Timm

hg. v. Kulturamt der Stadt Pforzheim, 36 S. mit ca. 30 farbigen Abb., handliches Taschenformat, Klappbroschur. ISBN 978-3-89735-613-9, 5,90 Euro (2 Euro bei Stadtinformation und Kulturamt Pforzheim)

Der Zweite Weltkrieg hinterließ Pforzheim als nahezu vollständig zerstörte Stadt. Innerhalb von 20 Minuten starben mehr als 18000 Menschen, rund ein Drittel der damaligen Einwohnerschaft. Die bis

auf wenige Ruinen völlig zerstörte Innenstadt musste in den Nachkriegsjahren fast vollständig neu errichtet werden. Nur wenige Gebäude konnten repariert beziehungsweise wieder aufgebaut werden, wie bei der Schlosskirche geschehen. Christoph Timm, Stadtkonservator in Pforzheim und Verfasser der zweibändigen Denkmaltopographie der Stadt, hat es nun unternommen, auf die architektonischen Leistungen der Wiederaufbauzeit öffentlichkeitswirksam hinzuweisen. Sein handlicher Architekturführer der Nachkriegsmoderne führt zu den hervorragenden Werken der Pforzheimer Aufbaujahrzehnte. – Freilich war die Beseitigung der Wohnungsnot das Gebot der frühen Jahre, die eilig hochgezogenen Fassaden dieser Häuser prägen bis heute viele Straßenzüge der Pforzheimer City. Wie der kleine Führer jedoch of-



fenbart, ragen aus der Flut eher gesichtsloser Wohnbauten eine ganze Reihe bemerkenswerter Projekte hervor. Es sind die großen Jahre des Staatsbaus, in dessen Reihen sich begabte Architekten fanden, die moderne Gebäude von großer Funktionalität und Schönheit entwarfen. So dominierte in Pforzheim Heinrich Gremmelsbacher vom dortigen Staatlichen Hochbauamt: Er war für den Wiederaufbau des ehemaligen Bezirks- und Landratsamtes verantwortlich, entwarf den Caritas-Bau im Blumenhof, das Zollamt und das Amtsgericht. Kühn in seiner zeittypischen Eleganz wirkt bis heute das große gläserne Empfangsgebäude des Pforzheimer Hauptbahnhofes (1958) von Helmuth Conradi. Seinen Höhepunkt erreicht das öffentliche Bauwesen mit dem brillanten Reuchlinhaus (1957–61) von Manfred Lehbruck, das zu den herausragenden Werken der deutschen Nachkriegsmoderne gehört. 1968 bis 1971 schuf Rudolf Prenzel für Pforzheim einen mächtigen neuen Rathausbau in Sichtbeton über wabenförmigen Grundrissen. Der künstlerisch gelungene Bau gehört

heute zu bedeutenden Kulturdenkmalen seiner Zeit und Gattung. Gesegnet war Pforzheim auch mit seinen qualitätvollen Kirchenneubauten. Mit der Auferstehungskirche entstand hier bis 1948 ein Prototyp des von Otto Bartning konzipierten Notkirchensystems, dem bundesweit 43 weitere Kirchenbauten folgten. Der Stararchitekt Egon Eiermann aus Karlsruhe goss aus zermahlenem Trümmerschutt die Wandelemente seiner fulminanten Matthäuskirche (bis 1953) in Brötzingen-Arlinger, die zum architekturgeschichtlichen Vorläufer seiner symbolträchtigen Berliner Gedächtniskirche (1961) werden sollte. Der kleine Pforzheimer Architekturführer eröffnet in vielversprechender Weise die neu konzipierte Reihe der „Pforzheimer Stadtrundgänge“. Alle Bauwerke und Siedlungen der Broschüre können zu Fuß abgegangen werden, die vorgeschlagene Route ist auf einer aufklappbaren Plankarte übersichtlich eingedruckt.

Clemens Kieser

Personalia

2009 verabschiedeten sich folgende Mitarbeiter aus der Landesdenkmalpflege

Regierungspräsidium Stuttgart Referat 82 Denkmalpflege

Im Juli 2009 verabschiedete sich **Günter Eckstein**, der langjährige Leiter der Photogrammetrie, nach 33 Jahren Amtszugehörigkeit in die Altersteilzeit. Herr Eckstein hat seine Arbeit immer als Beitrag zu einem größeren Ganzen verstanden, das nur gelingt, wenn jeder sein Fachwissen einbringen kann. Die enge Zusammenarbeit mit anderen Fachdisziplinen dokumentiert sich in zahlreichen Abhandlungen, in denen er die Ergebnisse seiner Arbeit veröffentlichte. Neben der großen Zahl an Einzelmaßnahmen, die er im Bereich der Baudenkmalpflege und in der Archäologie begleitete, ist das von Herrn Eckstein entwickelte Verfahren der Verformungsanalyse hervorzuheben. Zahlreiche kostspielige statische Sicherungsmaßnahmen konnten dank der Ergebnisse der messtechnischen Bauuntersuchung eingespart werden. Weit über Baden-Württemberg hinaus hat sich Herr Eckstein in Fachkreisen einen Namen durch die mit Johannes Gromer gemeinsam erarbeiteten Empfehlungen für Bauaufnahmen gemacht. Diese Form der Qualitätssicherung ist auch in Zukunft unabdingbar notwendig für eine erfolgreiche Denkmalpflege.

Regierungspräsidium Stuttgart Referat 86 Denkmalpflege

Ende 2008 trat **Dr. Norbert Bongartz** in den Ruhestand. Bei seinem Amtsantritt als Konservator der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Februar 1973 war der 30-jährige Bongartz der jüngste Kollege. Das Landesdenkmalamt erfuhr damals infolge des ein Jahr zuvor erlassenen Denkmalschutzgesetzes einen großen Aufgaben- und Personalzuwachs. In dieser Zeit musste die Denkmalpflege stärker als je zuvor im Bauwesen der Kommunen und des Landes, der Kirchen und der Bürger präsent sein. Viele Stadtplaner und Architekten traten in Opposition zur neuartigen „Einmischung von Schöngeistern“ in ihr Aufgabenfeld. Hier waren Pioniergeist und die Fähigkeit zur Vermittlung des neuen Gesetzauftrags gefragt. Als Kunsthistoriker aus einem Architekten-Haushalt konnte Herr Bongartz erfolgreich zwischen den Parteien vermitteln. Durch seine Mitarbeit an dem Ausstellungsprojekt 1975 „INVENTUR, Stuttgarter Bauten von 1865 bis 1915“ trug er zu einem besseren Verständnis der so genannten „Gründerzeit-Architektur“ bei.

Im Laufe seiner 36 Dienstjahre war Herr Bongartz als Gebietsreferent zeitweise in fast jedem Landkreis im Regierungsbezirk Stuttgart sowie in Stuttgart tätig. Einige Denkmale prägten sich ihm aufgrund intensiver Betreuung besonders ein: So zum Beispiel das Staatstheater Stuttgart mit der Rückführung der Ausstattung auf Max Littmann,

das „Klösterle“ in Bad Cannstatt, das Hl.-Kreuz-Münster in Schwäbisch Gmünd, der Fruchtkasten auf Schloss Hellenstein in Heidenheim, die „Sonne“ in Pfedelbach und die Schlösser in Bad Mergentheim und in Weikersheim. Im Ludwigsburger Kreis, den er zuletzt betreute, ragen als besondere Fälle das Steinhaus in Besigheim, das Wimpelinhaus in Markgröningen, die Villa Amann in Bönnigheim, das Schloss Monrepos und das vor dem sicher geglaubten Abbruch bewahrte Rebmann-Haus in Gerlingen heraus. Den Höhepunkt seiner Tätigkeit bildete für Herrn Bongartz die gelungene Sanierung des ehemaligen Zisterzienserklosters in Bronnbach an der Tauber, die er über viele Jahre begleiten durfte.

Regierungspräsidium Tübingen Referat 26 Denkmalpflege

Seit Ende April 2009 befindet sich Oberkonservatorin **Dr. Felicitas Buch** vorzeitig im Ruhestand. Ihre denkmalpflegerische Laufbahn war bereits durch ein Aufbaustudium auf dem Gebiet der Denkmalpflege in Rom vorgeprägt. 1973 ging sie als wissenschaftliche Assistentin an das Institut für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin. Im Fachgebiet Denkmalpflege bildeten Altstadtsanierungen vor dem Zweiten Weltkrieg und die preußische Denkmalpflege im 19. Jahrhundert die Schwerpunkte ihrer Forschungstätigkeit. Probleme der Altstadtsanierung waren wesentlicher Bestandteil ihrer Lehrtätigkeit.

1978 wechselte Frau Buch in die staatliche Denkmalpflege. Am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Stuttgart war sie für allgemeine Fragen der Stadtsanierung, Dorfentwicklung und Bauleitplanung, der Regionalplanung und einschlägiger Fachplanungen zuständig, soweit denkmalpflegerische Belange berührt waren.

Danach übernahm sie bis zu ihrem Ausscheiden in der damaligen Außenstelle Tübingen alle Aufgaben einer Planungsreferentin für den gesamten Regierungsbezirk Tübingen.

Mit großem Engagement setzte sich Frau Buch für die Berücksichtigung denkmalpflegerischer Belange bei großflächigen Planungen ein. Hierbei spielte der Umgebungsschutz von Kulturdenkmalen besonderer Bedeutung eine große Rolle. Bei der Ausweisung von Gesamtanlagen leistete sie große Überzeugungsarbeit und unterstützte mehrere Städte bei der Konzeption von Gestaltungssatzungen.

Frau Buch war 2000 und 2001 Mitinitiatorin der über die Grenzen Baden-Württembergs beachteten Tagung „Was haben wir aus dem See gemacht“ und verfasste grundlegende Publikationen zur städtebaulichen Denkmalpflege.

Regierungspräsidium Freiburg Referat 26 Denkmalpflege

Ab dem 11. Juli 2009 befindet sich **Annemarie Hipp-Mannschott** in Altersteilzeit. Frau Hipp-Mannschott war gelernte Kunstglaserin und arbeitete als Restauratorin seit 1. Januar 1971 zuerst in jährlich befristeten Verträgen, dann ab dem 1. November 1975 unbefristet in der Restaurierungswerkstatt der Archäologischen Denkmalpflege in Freiburg. Ihr Schwerpunkt lag in der Restaurierung von Keramik und Bronze.

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 26 Denkmalpflege

Mit Jahresbeginn 2009 wechselte **Dipl.-Ing. Christoph Schwarzkopf** an das Denkmalschutzamt Hamburg (Städtebauliche Denkmalpflege). Nach seinem Studium in Weimar begann Herr Schwarzkopf 1990 seine Tätigkeit beim damaligen Institut für Denkmalpflege (später Landesamt für Denkmalpflege) in Thüringen, wo er als Gebietsreferent in Südthüringen tätig war. Mitte der 1990er-Jahre verließ er die Behörde und arbeitete in der Folge als freier Architekt und Bauforscher mit dem Schwerpunkt Denkmalpflege in Thüringen. Seit 2002 nahm er daneben in der Karlsruher Außenstelle des Landesdenkmalamts die halbe Stelle einer Elternteilzeitvertretung wahr. Als Gebietsreferent betreute er Karlsruhe sowie Ettlingen und Waldbronn.

Neueinstellungen

Dr. Andrea Neth

Fachgebietsleitung lineare Projekte, digitale Grabungstechnik und Grabungstechniker-Fortbildung

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Referat 85

Tel. 07 11 / 90445-243

Fax 07 11 / 90445-147

E-mail: andrea.neth@rps.bwl.de

Seit September 2009 ist Andrea Neth als Referentin für lineare Projekte, digitale Grabungstechnik und die Grabungstechniker-Fortbildung im Referat 85 am Landesamt für Denkmalpflege in Esslingen tätig.

Andrea Neth wurde 1960 in Dortmund geboren. An den Universitäten Tübingen und London studierte sie Vor- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie, Urgeschichte und Geschichte des Mittelalters. Während der Studienzeit nahm sie an zahlreichen Ausgrabungen teil. Im Rahmen ihrer



Magisterarbeit und Dissertation bearbeitete Frau Neth die Grabungen in der frühbandkeramischen Siedlung bei Gerlingen im Kreis Ludwigsburg. 1992 wurde sie in Tübingen promoviert.

Es folgte 1993/94 eine Anstellung beim Landesamt für Archäologie in Sachsen, wo sie Ausgrabungen im westsächsischen Braunkohlenrevier bei Leipzig durchführte und die dortige Arbeitsstelle aufbaute.

Seit 1995 war Frau Neth für das Landesdenkmalamt im Raum Heilbronn tätig, von 1999 bis 2009 dann als Kreisarchäologin. In dieser Zeit leitete sie zahlreiche Großgrabungen, so etwa die vollständige Untersuchung zweier spätkeltischer Viereckschanzen bei Nordheim, die Ausgrabung des spektaku-

lären spätbronzezeitlichen „Kriegerfriedhofs“ von Neckarsulm sowie die mehrjährigen Grabungen im römischen Vicus bei Güglingen mit dem hervorragend erhaltenen Mithräum. Neben der Geländearbeit widmete sie viel Zeit der zeitnahen Präsentation der Grabungsergebnisse in Ausstellungen. Der neue Arbeitsbereich von Frau Neth am Landesamt für Denkmalpflege umfasst die Vorbereitung, Organisation und Durchführung von archäologischen Untersuchungen im Vorfeld von großräumigen Versorgungs- und Straßentrassen sowie über Drittmittel finanzierte Schwerpunktgrabungen auf dem Gebiet der Vorgeschichte. In den Fachbereich fällt weiterhin die Koordinierung der Grabungstechniker-Fortbildung.

Abbildungsnachweis

U1 LAD, Bernd Hausner; S2o, S4–6, S7u Martin Hahn, Ref. 86; S2u Regionalverband Ostwürttemberg, Schwäbisch Gmünd; S3o Verband Region Stuttgart, Stuttgart; S3u Regionalverband Heilbronn-Franken, Heilbronn; S7o Otto Braasch bzw. Martin Hahn, Ref. 86; S8o Robert Häusser, Mannheim; S8u, S9–11ol, S11u, S12–13 LAD, Bernd Hausner; S11or aus: Ingeborg Flagge, Wolfgang Voigt (Hrsg.), Dominikus Böhm (1880–1955), Tübingen 2005; S14–16 RPT, Ref. 25; S17–18ol Fischer, Schwäbisch Gmünd; S18or Jägers, Bornheim; S19o aus: Mythen aus der Farbe. Rudolf Müller / Hans Fähnle. Ausstellungskatalog Städtische Galerie Böblingen. 1996; S19u, S21–25 Volker Caesar; S20 Zeichnung Architekt Eugen Rugel, 1968; S26o LAD, Otto Braasch; S26u Generallandesarchiv Karlsruhe HfK/II Nr. 13; S27o Kriegsarchiv Wien; S27ur, S27ul, S29 RPF, Ref. 26; S28o LAD, Luftbild Otto Braasch; S28u Luftbild AG MINIFOSSI, Schopfheim; S31 © Museum Humpisquartier Ravensburg, Anja Koehler; S32o Foto: © Thomas Weiss, Ravensburg; S32u Foto: © space4 Stuttgart auf der Grundlage der Bauaufnahme von Stefan Uhl; S33ol Foto: © Thomas Weiss, Ravensburg; S33or, S34ol Foto: Dörthe Jakobs, LAD; S33u Foto: © space4 konzeption gestaltung architektur, Stuttgart; S34or Foto: Volker

Caesar, Rottenburg; S35–37 Herbert Eninger, Unterwaldhausen; S38o, S40u, S41–42 Börje Müller, Basel; Aufnahmen vom 28.09.2009; S38u, S39 Florian Rauch, Basel; Baualtersbestimmung, Stand 04.08.2009; S40o Jakob Hunziker: Das Bauernhaus des Grossherzogtums Baden, verglichen mit demjenigen der Schweiz. In: Schweizer Archiv für Volkskunde, 2 (1898), Nr. 1, Seite 104, Fig. 16; S44o, S45ol, S46u, S47 Felix Pilz, RPS, LAD, Referat 82; S44u Landeshauptstadt Stuttgart, Stadtmessungsamt und Untere Denkmalschutzbehörde; S45or, S45u Karsten Preßler, RPS, LAD, Referat 86; S46o Landeshauptstadt Stuttgart, Tiefbauamt; S48–49 Ref. 26 – Denkmalpflege, RPF, Dr. W. Kaiser; S50o, S51o Clemens Kieser; S50u Bauwelt, 1962; S51u Sammlung Emil Heid, Ötigheim; S52–53 F. Reister, mediaform, Neuenbürg; S54, S55u Vereinigte Gmünder Wohnungsbaugesellschaft mbH, Schwäbisch Gmünd; S55o Martina Fischer, Schwäbisch Gmünd; S56, S58–59, S60l, S61–63 LAD; S57o Grundschule Ingolstadt; S57u Iris Geiger-Messner; S60r Theiss Verlag Stuttgart.

RP = Regierungspräsidium (S = Stuttgart, K = Karlsruhe, T = Tübingen, F = Freiburg)
LAD = Landesamt für Denkmalpflege, Esslingen, im RPS.



- ① **Mannheim:** *Inventarisierung Mannheimer Kirchen*, S. 8 ff.
- ② **Tettang-Tannau:** *Pfarrkirche St. Martin*, S. 14 ff.
- ③ **Überlingen:** *der Maler Hans Fahnle*, S. 19ff.
- ④ **Murg, Neuenweg, Gersbach-Mettlen, Bretnau, Gütenbach, Hornberg:** *Barocke Schanzen*, S. 26 ff.
- ⑤ **Ravensburg:** *Humpis-Quartier*, S. 31 ff.
- ⑥ **Zechenwühl:** *Hotzenhaus*, S. 38 ff.
- ⑦ **Stuttgart:** *Ferdinand-Leitner-Steg*, S. 44 ff.
- ⑧ **Freiburg:** *St. Elisabeth*, S. 48 f.
- ⑨ **Ötigheim:** *Tribünendach der Volksschauspiele*, S. 50 f.
- ⑩ **Nagold:** *Archäologischer Wanderweg*, S. 52 f.
- ⑪ **Schwäbisch-Gmünd:** *Gebäude Ackergasse 6*, S. 54 f.

Die Zeitschrift „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ berichtet und informiert seit 50 Jahren über Denkmale und Denkmalpflege im Land. In reich bebilderten Berichten werden einzelne Kulturdenkmale und aktuelle Projekte vorgestellt. Sie lesen Berichte aus erster Hand, aus dem Bereich der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Archäologischen Denkmalpflege sowie über die Arbeit der Restauratoren und Werkstätten.

- Ich möchte das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die umseitige Adresse zugestellt bekommen.
- Meine Anschrift hat sich geändert, bitte nehmen Sie die umseitig stehende Adresse in Ihre Versandliste auf. Meine alte Adresse war die unten angegebene.
- Ich bitte Sie, das Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege vier Mal im Jahr kostenlos an die folgende Adresse zu senden:

Name / Vorname	
Straße	
PLZ / Ort	
Datum	Unterschrift



Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart

Referate 81–85
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 109
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77- 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77- 110

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Regierungspräsidium Freiburg Referat 26 Denkmalpflege

Sternwaldstr. 14
79102 Freiburg im Breisgau
Postanschrift:
79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 - 35 00
Telefax 07 61 / 2 08 - 35 44

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 26 Denkmalpflege

Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe
Postanschrift:
76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 33 - 40 225

Regierungspräsidium Stuttgart Referat 86 Denkmalpflege

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postanschrift:
Postfach 200152
73712 Stuttgart
Telefon 07 11 / 9 04 45 - 109
Telefax 07 11 / 9 04 45 - 444

Regierungspräsidium Tübingen Referat 26 Denkmalpflege

Alexanderstraße 48
72072 Tübingen
Postanschrift:
Postfach 2666
72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31

Absender

Name / Vorname

Straße

PLZ / Ort

Datum

Unterschrift

Bitte
freimachen.
Danke.

An das
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Öffentlichkeitsarbeit
Postfach 200152

73712 Esslingen am Neckar

Sind Sie am kostenlosen Bezug von „Denkmalpflege in Baden-Württemberg – Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege“ interessiert, oder möchten Sie es einem interessierten Bekannten zukommen lassen? Dann schicken Sie uns einfach diese Karte ausgefüllt nach Esslingen. Die Speicherung Ihrer Adresse erfolgt ausschließlich für den Versand des Abonnements.

Adressänderungen können Sie uns ebenfalls mit dieser Karte oder auch direkt von Montag bis Donnerstag an Frau Glass-Werner durchgeben.
Telefon 0711-90445-203 oder
Email:
nachrichtenblatt-lad@rps.bwl.de